Der

Weg zur Präsidentenwürde

oder

ein Jesuitenzögling.

Historischer Roman

von

Carl Schmeling.

Erster Theil:

Der Verbrecher aus Liebe.

Berlin, 1856.

Verlag von F. W. Nelte.

(Sparwaldsbrücke Nr. 13.)

Weg zur Freiheitsentwicklung.

ein Jahrhundertrückblick.

RBR
Jantz
#209
bd. 1

1.

Die Beichte.

Es war am 20. September 1798.

Der Padre, welcher an diesem Tage in der Kapelle des Jesuitenklosters von Nueva Barcelona die Messe las, hatte so eben das Hochamt beendet, und während noch die feierliche Misse der Orgel durch die Kirche hallte, während der Priester, neben dem Altare stehend auf welchem sich die Monstranz befand, sein Auge über die Menge der Gläubigen gleiten ließ, erhob sich jene um erst leise und dünn, dann jedoch einem Strome ähnlich, dessen Lauf durch irgend ein Hinderniß gehemmt wird und dessen Gewässer sich aufstauen, dem Hauptportale zuzudrängen.

Sie bildete aber einen sonderbaren Anblick, diese Menge, welche jetzt die Kirche verließ.

Denn Nueva Barcelona, welches einst in den südamerikanischen Besitzungen Spaniens lag und jetzt in dem Freistaate Venezuela liegt, zählte unter seinen Bewohnern alle Menschenracen der Welt, so wie andere, die Amerika noch außer ihnen hervorbrachte und diese waren sämmtlich durch die Besucher der Kirche vertreten.

Es gehörte zu ihnen der spanische Europäer oder europäische Spanier, der als Beamter seiner Regierung herrschte, in ihrem Namen die Kolonieen aussog und sich bereicherte, der Hidalgo, welcher in seinem Vaterlande ein Bettler zu sein bestimmt gewesen wäre und der hier mit seiner Donna einherstolzirte, als sei er wirklich der Herrscher des Landes; der mit Verachtung auf alles herabblickte, was

nicht aus Spanien war oder rein spanisches Blut in seinen Adern hatte und dafür nach Gebühr von Allen, die sich dieses Glückes nicht erfreuen durften, gehaßt wurde.

Es war unter ihnen der Kreole, das Mitglied derjenigen Klasse der Gesellschaft, welche in diesem Lande Besitzer der reichen Plantagen und Ländereien war, in deren Händen der Handel mit dem Auslande und anderen Städten lag, der Klasse, welche die Interessen der Communen verwaltete und vertrat, aber eben dieser Eigenschaften wegen am ärgsten von dem Neide und der Unterdrückung der spanischen Beamten zu leiden hatte.

Es gab unter ihnen den Mulatten, welcher als Händler, Gewerbtreibender und Handwerker den niedern Bürgerstand europäischer Städte repräsentirte und der von dem Kreolen verachtet wurde, wie dieser von dem Spanier.

Es gab ferner in dieser Menge, welche erst still, laut- und regungslos den Worten des Priesters gelauscht, jetzt aber geräuschvoll hinausstürmte, den Mestizen und jene andern Producte der Kreuzungen aller möglichen Racen, welche sich als Bedienten, Arbeiter, Bettler und Spitzbuben ernährten, den Mestizen, welcher zerlumpt einherschleichend das Auge nach Beute umher warf, der aber wie vom Fieber geschüttelt zurückfuhr, wenn er auf einen Neger stieß, der seiner Herrschaft das Gebetbuch nachtrug.

Es gab diesen dunkeln Sohn der Wüsten Afrikas, welcher sich so wenig der Achtung als der Verachtung erfreute, weil er ein Sclave, ein Lastthier war, und wie ein Thier behandelt wurde; der einherkroch wie ein getretener Hund, welcher nicht wagt das Auge aufzuschlagen oder nur wagt, dasselbe so weit zu erheben, um die Richtung zu erkennen, welche sein Herr genommen, dem er instinktmäßig folgt.

Es gab endlich unter dieser Menge den freien Indianer der Steppe in seiner malerischen Tracht, der mit Stolz auf alle Vorhergenannten herabsah und dies auch konnte, weil er sich nie dem spanischen Joche gebeugt hatte, das ihn als besiegt und unterworfen bezeichnete; es gab den Indier, der, durch die Ausdauer, den Muth und die Anstrengungen der Jesuiten zum Christenthume bekehrt, ein lebender Denkstein der Wirkung der Padres in diesen Gegenden gern von ihnen gesehen und bevorzugt wurde.

Aber es gab ihn nicht zu Dutzenden wie jene Andern, sondern einzeln und verloren; wie ein edler Stein von ächtem Glanze unter bunten Kieseln, Quarz und Glimmer, erschien die Gestalt des wilden Steppenreiters in dem Haufen, der ihn mitzog, ohne seine Bewegungen zu beherrschen.

Denn wo der Indier seinen Schritt hemmte, um ein Heiligenbild oder einen andern Gegenstand zu betrachten, wich man scheu aus, und als eine Gruppe dieser braunen Gestalten unter dem Portale anhielt, ließ man einen Raum um sie frei, als befände sie sich in einem geweihten Kreise.

Diese Gruppe aber, welche ebenfalls nur die Absicht zu haben schien, sich nochmals das Schiff der Kirche zu betrachten, bestand aus drei Personen, zwei Männern und einem Weibe.

Mit jenen Blicken, die nur dem eigenthümlich sind, dessen persönlicher Muth ihn über jede Furcht erhebt, der aber gerne bereit ist, dem mächtigen unbegreiflichen Wesen, demselben, welches in allen Sprachen Gott heißt, Anerkennung und Verehrung zu zollen, standen jene drei in dem Heiligthume umherschauend da, bis auch der Letzte die Kirche verlassen und nur der Priester und der Bruder Messner noch zurück waren.

Dann aber sprach der ältere Mann zu dem jüngern:

„Jetzt geh', mein Sohn!"

Ein leises Beben schien bei diesen Worten den Körper des jungen Mannes zu erschüttern.

Zwar antwortete er auf die Rede des ältern nicht durch Worte, aber ein Blick aus dem glühenden Auge sprach es aus, daß er diesem Gebote gerne folge.

Jedoch so freudig er auch dasselbe empfangen, ward doch sein Gang mit jedem Schritte, welchen er dem Altare näher rückte, schwankender.

Dieser Gang, schwebend und leicht wie ihn nur die indischen Stämme gehen und um den die vornehmste europäische Dame den rohesten Krieger jener Völker beneiden dürfte, ward sogar unsicher als der junge Mann zwei Drittheile des Weges zurückgelegt hatte.

Seine Gestalt, schlank wie eine Tanne, schien durch einen Sturm der Gefühle seiner Brust gebeugt zu werden, wie es jene häufig durch die Wuth des Orkanes wird.

Die lebhaften Züge seines schönen edel geformten Antlitzes überzog ein Anstrich von Trauer und sein Blick umflorte sich.

Erst als er die Stufen zum Altare hinanstieg war es, als beherrsche die Nothwendigkeit des Schrittes die Furcht vor demselben und sein Auge hob sich unsicher zu dem Priester empor, der ihn durch das milde Lächeln seines Antlitzes ermuthigen zu wollen schien.

Doch der Jüngling schlug sofort den Blick wieder zu Boden, schwankte bis zu dem Altargitter und knieete dort nieder.

Es trat eine Pause ein, während welcher der Indier die gefalteten Hände auf seine Brust gelegt, wie zum Gebete die Lippen bewegte, ohne indessen ein Wort zu sprechen.

Der Priester wartete.

Als jedoch die Lippen des Knieenden aufhörten, sich zu bewegen, beugte er sein Gesicht zu dem letzteren herab, und sprach mit theilnehmender, sanfter Stimme:

„Was ist Dein Begehr, mein Sohn?"

„Mein Vater," antwortete der junge Indier, indem er schüchtern sein Auge empor hob, „mein Vater, ich bin ein großer Sünder!"

Der Pater beugte sich noch tiefer zu ihm hinab und entgegnete mild:

„Wir sind alle Sünder vor dem Herrn, mein Sohn, aber der Herr wird dem die Sünde nicht anrechnen, der sie bekennet und dem die Missethat reuet!"

„Aber meine Sünden sind größer und schwerer als Ihr denkt, mein Vater!"

„Jedoch Du bereuest es, mein Sohn, daß Du gesündiget hast und wirst Buße thun?"

„Ja, ehrwürdiger Vater, denn ich will Euch beichten so ihr meine Beichte hören wollt!"

„Beichte, mein Sohn, und so Gott Dir die Sünde vergeben kann, wird es durch meinen Mund geschehen; welcher Sünde fühlst Du Dich schuldig?

„Meine Sünde ist doppelt; ich habe ein schweres Verbrechen begangen und will noch ein anders begehen!"

So laß uns erst von demjenigen sprechen, welches Du bereits ausgeführt. Hast Du Deine Seele mit einem Todtschlage beschwert, mit dem Blute Deiner Erzeuger und Ernährer Deine Hände gefärbt?"

„Nein, mein Vater, sieh meine Eltern dort unter dem Portale; sie sind lebend und gesund, ich ehre sie und bin ihnen dankbar für die mir erwiesenen Wohlthaten!"

„So hast Du Deine Hand erhoben, um das Blut Deines Bruders zu vergießen, wie Kain seinen Bruder Abel tödtete, weil er ihm vorgezogen wurde und im Wege war?"

„Ich hatte nie einen Bruder der mir im Wege sein konnte, ich bin der einzige Sohn meines Vaters!"

„So hast Du Deinen Feind im Zorne erschlagen, der in einer schwachen Stunde über Dich kam: Du hast Blut vergossen um eine Beleidigung zu rächen?"

„Ich habe keinen Feind erschlagen, mein Vater, ich habe auch kein Blut vergossen um mich zu rächen?"

„Dann ist es also kein Mord, der Dein Gewissen belastet, mein Sohn?"

„Nein, mein Vater, meine Lanze färbte bisher nur das Blut des Steppenstiers und meine Hände wurden nur befeuchtet von dem Schweiße des Wildes!"

„So preise den Herrn, der Dich bewahrte vor dem Verbrechen des Mordes; denn das Blut des Ermordeten schreit zum Himmel um Rache und die Schrift sagt: wer Blut vergießt, deß Blut soll wieder vergossen werden. Du hast also ein anderes Gebot des Herrn übertreten und Deine Hände ausgestreckt nach dem was nicht Dein war und Dein Gewissen durch einen Diebstahl beschwert?"

„Ich habe keinen Diebstahl begangen, ehrwürdiger Vater, ich habe, was ich brauche und mein Herz erfreut, mich lüstet nicht nach dem Eigenthum meines Nächsten!"

„Du hast die zwei wichtigsten Gebote des Herrn gehalten; Du bist noch zu jung, um gegen andere schon ungehorsam gewesen zu sein oder mit Bewußtsein gesündigt zu haben, so daß Du Dich auch mit Bewußtsein anklagen und mit wirklicher Reue bereuen könntest. Nenne mir denn das Verbrechen, dessen Dich Dein Gewissen anklagt!"

„Mein Vater, es ist der Hochmuth, der mich treibt nach Dingen zu streben, die nicht für mich bestimmt zu sein scheinen!"

„Der Hochmuth ist eine arge, gefährliche Leidenschaft, mein Sohn, aber es ist kein Verbrechen, sondern erst die Veranlassung zu solchen;

darum will ich mit Dir und für Dich zum Herrn beten, damit er Dich stärke, wenn die Versuchung sich Dir naht!"

„Es ist schon zu spät, mein Vater, denn ich bin der Versuchung bereits unterlegen!"

„Wie? und wozu hat Dich der Teufel des Hochmuths verleitet?"

„Mein Vater — ich liebe!"

Des Paters Blick senkte sich forschend in das Auge des jungen Indiers, als wolle er die Seele desselben ergründen.

Doch das offene, unbefangene, aber schmerzlich bewegte Antlitz des jungen Mannes blieb unverändert und war der vollkommene Ausdruck eines leidenschaftlich und tief fühlenden Herzens.

„Du liebst? mein Sohn," entgegnete der Priester. „Die Liebe ist kein Verbrechen; sie ist der edelste der Triebe, welche Gott in das Herz des Menschen legte; Du sollst den Herrn ehren und lieben, Du sollst Deine Eltern, Deine Geschwister, Deine Freunde, ja, Du sollst alle Menschen lieben, selbst diejenigen, so Dir fluchen. Wenn Du aber mit jener Leidenschaft liebst, welche die verschiedenen Geschlechter an einander knüpft, so sollst Du als ein ächter Christ, solches in der Unschuld und in Demuth thun und Deine Liebe einen reinen, lautern Zweck haben; dann wird dieselbe kein Verbrechen, sondern dem Herrn wohlgefällig sein!"

„Oh, mein Vater, sie wird aber ein Verbrechen durch den Gegenstand, zu welchem sie mich zieht!"

„So ist es kein Weib, dem Du Deine Liebe zugewendet!"

„Es ist ein Weib, mein Vater, es ist ein herrliches, himmlisches Weib, ein Wesen, wie es nur die Engel im Himmel sein können; aber ich habe mich von meinem Stamme gekehrt und meine Augen auf die Tochter des Lichts geworfen!"

„Und erwidert der Gegenstand Deiner Neigung diese Liebe?"

„Die Lippen haben nicht gesprochen und die Zunge blieb stumm; aber ich habe in den Augen gelesen und diese sagten: ja!

„Das ist allerdings eine Sprache, die nur allein Liebende verstehen und auf die eben deshalb nicht viel gegeben werden darf, doch wenn Deine Liebe erwidert wird, so ist sie keine Sünde; bitten wir den Herrn, daß er Deine Wünsche erhört!"

„Er wird es nicht, er kann es nicht, mein Vater; ich liebe

keine Mulattin, oder Kreolin, nicht allein die Tochter des weißen Fremdlings von jenseit des Meeres; die Geliebte meines Herzens ist die Tochter —!"

„Wessen Tochter, mein Sohn?"

„— Des Goubernadors!"

„— Des Goubernadors —!"

„Ich sagte es, mein Vater!"

„Mein Sohn, mein Sohn, Dein Herz ist auf einen argen Irrweg gerathen und Deine Augen müssen falsch gesehen haben, weil die Liebe sie blendete!"

„Oh, glaubt es nicht mein Vater, jene Blicke, jenes Lächeln —!"

„Und wenn Du auch auf Gegenliebe rechnen dürftest, mein Sohn, nie wird der Goubernador seine Tochter einem — einem Llanero zum Weibe geben!"

„Das ist es eben, mein Vater, wodurch meine Liebe ein Verbrechen wird; er wird mir seine Tochter nie zum Weibe geben und dennoch muß sie solches werden!"

„Das sind böse Gedanken, mein Sohn; das sind verzweifelte Gedanken, mein Kind, suche sie zu bekämpfen und bete zum Herrn, daß er Dir Stärke zu diesem Kampfe verleihe!"

„Ich habe es versucht, mein Vater, aber zwischen dem Himmel, zu dem ich meine Gebete sandte, und mir, drängte sich das Bild der Geliebten und meine Zunge verstummte."

„So bedenke, daß der Gegenstand Deiner Leidenschaft dem Volke angehört, welches dies Land unterdrückt und Dein Volk unterjocht hat!"

„Meine Liebe zu ihm ist stärker, wie die Liebe zu meinem Vaterlande, wie die Liebe zu meinem Volke!"

„Bedenke, daß es die Tochter des Mannes ist, welcher diese Provinz mit eisernen Ruthen peitscht!"

„Ich würde ihn dennoch segnen, wenn er mir seine Tochter zur Frau gäbe!"

„Ach — er wird es nie thun!"

„Nein, mein Vater, und deshalb muß ich weiter sündigen; deshalb entstand die Absicht, die Sünde zu begehen, von welcher ich im Voraus um Lossprechung bitten will."

„Wie mein Sohn, Du wolltest —!"

„Ich werde mit Gewalt nehmen, mein Vater, was man mir nicht gutwillig giebt!"

„Du willst die Tochter des Goubernadors entführen?"

„Ich werde sie entführen!"

„Das ist eine fluchwürdige Handlung; eine Schmach, die Du auch Deinem Feinde nicht anthun darfst, es ist das ärgste Verbrechen, was es giebt, es ist ein Menschenraub!"

„Ich weiß es, mein Vater, und flehe Euch an, mir zu vergeben; bittet mit mir zu Gott, daß er mir vergiebt!"

„Gehe in Dich, mein Sohn; ich sehe jetzt ein, daß Du wahr sprachst, als Du sagtest, Deine Sünde sei größer als ich glauben könne. Laß uns beten, mein Sohn, daß der Herr Deine Seele erleuchte und Deinen Verstand kläre, damit Du Macht gewinnst über den Versucher, der Raum in Deinem Herzen gewonnen!

Und der fromme Jesuit warf sich dicht vor dem Beichtkinde nieder auf die Knie, hob sein Haupt empor und streckte die Arme zum Himmel auf.

„Sprich mir nach, mein Sohn," sagte er, „und lasse die Seele gegenwärtig sein bei dem, was Dein Mund redet!"

Dann aber erhob er die tiefe volle Stimme, daß der Ton derselben mächtig durch das leere Schiff der Kirche hallte und flehete zu Gott, daß er die Sinne des armen Indianers von den Nebeln befreie, welche dieselben umfangen hielten.

Der Indier sprach seine Worte gesenkten Hauptes mit unsicher bebender Stimme nach.

Als der Priester geendet hatte, ließ auch er sein Haupt auf das Gitter sinken und lange verharrten Beide in dieser Stellung.

Dann hob der Jesuit zuerst den Kopf und richtete sich auf.

„Hat der Herr," sprach er milde, „unsere Bitte erhört, mein Sohn, hat er Dein Herz gerührt und wirst Du Deine Gelüste zu bezähmen suchen?"

„Mein Vater, ich bin entschlossen —!"

„Deine Absichten aufzugeben?"

„Entschlossener denn je, mit Gewalt zu nehmen, was man mir nicht gutwillig giebt!"

„Unglückseliger —!"

„Zu nehmen, sage ich, mein Vater, und sollte ich auch den Gouvernador tödten müssen, ja, sollte ich mit diesen meinen Händen ein ganzes Volk, ja, sollte ich meine eigenen Eltern —!"

„Halt ein! Unglücklicher, halt ein! Abtrünniger; schweige Du Beute des Höllenfürsten!" rief der Priester „und entweihe nicht das Heiligthum des Herrn durch Deine verruchten Schwüre. Der Fluch der Kirche treffe Dich hier und ewiglich, wenn Du Dein Vorhaben ausführst. Sei ausgestoßen aus der Gemeinschaft der Christen, Du Sohn der Wildniß, welche den guten Samen erstickte, den die Väter auf ihm ausgestreuet. Keine Vergebung werde Dir zu Theil, keine Vergebung, weder von Menschen noch von Gott, und ewige Verdammniß sei Dein Loos."

Bei den letzten Worten wendete sich der Pater zum Gehen.

Der Indier aber fuhr empor, sein dunkles Haar sträubte sich zu Berge, er fiel mit rollenden Augen rücklings über, so daß er sich auf die noch eben gefalteten Hände stützen mußte und das Messer, welches in seinem Halbstiefel von Rinderhaut steckte, ward durch diese heftige Bewegung auf den mit Steinen ausgelegten Fußboden geschleudert, daß es klirrte.

„Mein Vater — mein Vater —!" keuchte der junge Mann.

Der Jesuit wendete sich nochmals um und sprach mit erhobener Stimme:

„Gott entreißt Dir die Waffe, mit der Du verlorenes, sündiges Kind in seinen Tempel getreten, er raube Dir auch den Muth, Dein verruchtes Vorhaben auszuführen, er schlage Dich mit Blindheit und bestrafe Deine Thorheiten, wie sie es verdienen!"

Dann aber wendete er sich abermals und schritt hinaus.

Der Indier, welcher sich einen Moment aufgerichtet hatte, fiel wiederum nach vorne zusammen und klammerte sich einen Moment krampfhaft mit seinen Händen an die Sprossen des Altargitters.

Dann jedoch raffte er sein Messer vom Boden auf und sich selbst empor; seine dunklen Augen flammten, sein Athem fuhr rauschend aus den weit geöffneten Nasenlöchern und die Brust wogte.

Der Jüngling schien plötzlich ein anderer geworden zu sein und als er eilenden Schrittes den Gang der Kirche entlang schritt, war er der Wilde, zu welchem ihn seine Geburt stempelte, der herrliche

Kämpfer, dessen Bewegungen, Gestalt und Glieder Bewunderung verdient haben würden, wenn es der Ort erlaubt und die Ursache seiner heftigen Bewegungen zugelassen hätten.

Auch die unter dem Portale zurückgebliebenen Personen, waren nicht gleichgültig bei dem zuletzt auf dem Empor des Altars vorgegangenen Akte geblieben.

Der Mann vergaß die Heiligkeit des Ortes, fuhr wie vom Blitze getroffen empor und bedeckte sein schwarz und grau gemischtes Haar mit dem spitzen spanischen Hute, welcher mit rothen Bändern umwunden war, warf den kurzen härenen Mantel, welcher seinen Oberleib bedeckte, zurück und seine rechte Faust senkte sich zu dem Halbstiefel, um den Griff des Messers zu suchen.

Das Weib dagegen schrie laut auf, warf ihre Basquine zurück und umfaßte den Mann mit ihren Armen.

„Antonio! Antonio!" schrie die Frau, „Herr verzeihe ihm —!"

Es war indessen nur ein Moment, welcher die leidenschaftliche Natur des bekehrten Steppensohnes vorherrschend sein ließ; im nächsten schon sanken seine Arme erschlafft zurück und das Weib hatte nicht mehr nöthig, seinem auflodernden Zorne Schranken zu setzen.

Zitternd erwarteten Beide den Sohn.

Als derselbe, wie bereits beschrieben, heranstürmte, drückte der Vater seinen Hut noch tiefer auf die Stirn und murmelte dumpf:

„Also verflucht!"

„Verflucht!" wiederholte der junge Mann mit grausiger Stimme.

Dann wurden seine Augen plötzlich starr; das Messer entsank seiner Hand und er stürzte auf das kühle Steinpflaster. Seine Hände ballten sich zu Fäusten und die Nägel drangen in das Fleisch, daß das Blut hervorquoll, während sich die Knöchel durch krampfhaftes Zucken auf den Steinen wund rieben und die Schenkel den Boden schlugen daß es dröhnte. Auf seine Lippen trat ein dichter Schaum und knirschend zog ein Krampf seine Zähne zusammen.

„Jesus Maria!" schrie das Weib „er ist vom Teufel besessen!" und warf sich neben dem Sohne zu Boden.

Der Vater stand zur Bildsäule erstarrt und stierte mit verglaseten Augen auf den Kranken.

Erst nachdem die Kräfte erschöpft waren, wurden die Bewegungen

des jungen Indiers matter; erst als sich kein Glied seines Körpers mehr regte, verstummte sein Geschrei und das Knirschen der Zähne.

Endlich aber fielen alle Glieder schlaff und matt auseinander, der Krampf war zu Ende.

Die Mutter richtete den Oberkörper des Kranken auf und auch der Mann beugte sich über denselben nieder; aber der Kopf des Ersteren fiel schwer auf seine Brust.

Nur langsam stellte sich das Leben und Bewußtsein wieder bei dem Entkräfteten ein; ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust und es gelang ihm endlich sich mit Hülfe seiner Eltern aufzurichten.

Er nahm den Hut aus den Händen seines Vaters.

„José, mein armer Sohn!" sprach das Weib, „ist Dir wohl!"

„Mir ist wohl!" entgegnete der junge Mann und alle drei schritten schweigend zur Kirche hinaus, um sich nach der Venta zu begeben, wo ihre Pferde standen.

Hier stiegen alle drei in den Sattel und zogen eben so stumm wie bisher des Weges zu ihrer Hacienda, welche zehn Meilen südlich von Nueva Barcelona lag.

Es war fast Abend geworden, als sie derselben nahe kamen; bevor sie aber dieselbe erreichten, hielt José sein Pferd an und wendete es. Der Ausdruck seines Gesichts war ernst und kalt, aber entschlossen.

„Lebt wohl, Vater!" sagte er. „Lebt wohl, Mutter!"

„Wie! José, mein Sohn, Du wolltest dennoch?" rief die Letztere

„Ich will dennoch!" entgegnete José bestimmt.

„Du wirst das Herz Deiner Mutter brechen!" sagte der Vater.

„Gott vergebe es mir!" murmelte der junge Mann zwischen den Zähnen und gab seinem Rosse die Sporen, welches ihn in wilden Sätzen auf dem Wege zurücktrug, den man eben gekommen.

2.

Die Tochter des Gouvernadors.

Die Stadt Nueva Barcelona war im Jahre 1798 keineswegs mit einer europäischen Stadt, ja nicht einmal mit einer spanischen, einer Stadt des Mutterlandes jener Kolonie, dessen Städte schon von denen anderer Länder einen verschiedenen Charakter tragen, zu vergleichen.

Sie war auch nicht dasjenige, was sie heute und besonders dadurch geworden ist, daß Venezuela sich wie die andern Kolonien Spaniens nach hartnäckigen und blutigen Kämpfen die Unabhängigkeit errang.

Es war dieser Ort vielmehr einfach eine Grenzstation gegen die, immer noch nicht ganz unterworfenen Steppenindier und die mit ihnen verbundenen und vermischten Flüchtlinge aus den Kolonien in militairischer, und ein Missionsplatz der Jesuiten, welche ausgesandt wurden, die Wilden zum Christenthum zu bekehren, in religiöser Hinsicht.

Aus diesem Gesichtspunkte sind auch die Regeln, welche bei ihrer Anlage maßgebend waren, zu betrachten.

Zuerst war das Fort erbaut und in ihm befand sich der Sitz des Gouvernements, des Richters und der übrigen Behörden, so wie die für jene nothwendigen Lokale. Außerdem eine Besatzung von fünfhundert Spaniern.

Alsdann war das Jesuiten-Kloster und dessen Kapelle erbaut worden; ein Complex von festen und minder festen Gebäuden, welcher unter den Kanonen des Forts lag.

An beide endlich hatten die Beamten der Regierung sich zuerst Villen mit schönen Gartenanlagen erbaut, in welchen sie wohnten, so lange es die Sicherheit zuließ.

Hierzu gesellten sich jene Häuser, welche den Creolen gehörten, die hier ebenfalls zum Vergnügen wohnten oder Geschäfte betrieben, der Mulatten, der Mestizen und Anderer, die das Ganze endlich zum Range einer Stadt erhoben, die indessen, weitläuftig erbaut, viele Gärten in sich schloß.

In der Mitte der Stadt zwischen der Citadelle und dem Kloster aber befand sich ein dreieckiger freier Platz oder eine Plaza und auf

der Nordseite derselben lag die prächtige Villa des derzeitigen Gouvernadors von Süd-Venezuela, des Herrn Marquis Don José Stephano Alvirez.

In einem geschmackvoll und reich verzierten, im Parterre belegenen Zimmer dieser Villa, dessen Fenster nach dem Garten hinausgingen und die, um die laue erfrischende Luft einzulassen, nur durch Flor-Gaze verschlossen waren, befanden sich am Abende des Tages, von welchem im vorigen Abschnitte bereits gesprochen, zwei junge Damen.

Es waren dies Donna Marie Cecilie Alvirez, die Tochter des Gouverneurs, welche schwerlich eine Ahnung von den sie betreffenden Vorgängen dieses Mittags hatte, und Donna Elvire Martinez, ihre Cousine oder besser gesagt ihre Gesellschafterin, ihrer Duenna und weiß Gott was sonst, weil sie diese und noch andere Rollen bei der muntern ausgelassenen sechszehnjährigen Tochter des Gouverneurs wirklich übernommen hatte.

Daß dies aber so sein mußte, hatte seine unumstößlichen Gründe.

Denn erstlich zählte Donna Marie sechszehn Jahre, Donna Elvire dagegen dreißig und deshalb konnte sie ihre Aufseherin und Hüterin sein.

Dann war jene die Tochter des Gouverneurs und diese — war deren Cousine — das Kind eines früher nach Amerika gekommnenen Bruders der Frau des Gouverneurs, der bereits längst verstorben war und in Amerika geboren, also eine Kreolin, welches Alles ihr einen Rang unter jener anwies, weshalb sie nur deren Gesellschafterin sein durfte.

Donna Elvire wurde demgemäß auch in der Familie behandelt, das heißt mehr als eine Person, die in dienenden als verwandschaftlichen Verhältnissen zu derselben stand.

Dennoch hinderte dies und viele Zurücksetzungen, welche dies bedingten, dieselbe nicht, ihre Cousine aufrichtig zu lieben und dazu gehörte viel, weil Donna Marie das einzige Kind des Gouverneurs, ein verzogenes, muthwilliges, übermüthiges sogar boshaftes Kind war, das auch die Cousine mit ihren Launen und Bosheiten nur zu oft kränkte.

Diese beiden Personen also befanden sich wie gesagt am Abend

in dem bezeichneten Zimmer und zwar in einem äußerst lebhaften Gespräche begriffen, welches eben so gut ein Zank genannt werden durfte.

„Cousine —!" hatte so eben Donna Elvire gesagt und bei diesem, ein Erstaunen an den Tag legenden Ausruf ihrer, ein wenig zur Corpulenz geneigten Person durch einen Schritt rückwärts eine imponirende Stellung zu geben versucht.

„Cousine —!" rief auch Marie, sie nicht ganz ohne Geschick und komischen Anstrich parodirend, indem sie ihrerseits ebenfalls zurücktrat.

So blieben Beide einige Sekunden stehen und bildeten eine Gruppe, die halb und halb Bewunderung, nimmerhin aber die Aufmerksamkeit eines Beschauens verdient hätte.

Es lag nämlich etwas Ernsthaftes und zugleich Lächerliches, etwas komisches und zugleich betrübendes in dieser Stellung und dem Gehaben der beiden Damen.

Die Kreolin nämlich, welche wie gesagt, bereits eine Anlage zum Embonpoint nicht mehr verbergen konnte, war, wie alle Damen ihrer Raçe oder Klasse, wie man grade will, lebendig und heftig, beides Eigenschaften, welche mit ihrem bleichen Gesichte, ihren erloschenen Augen und den welken ein wenig hängenden Wangen merkwürdig kontrastirten.

Sie konnte sehr gut die erzürnte Mutter abgeben, und man hätte sich wohl leicht zu überreden vermocht, daß sie es sei, wenn ihre ganze Bewegung nicht jenen theatralischen Anstrich gehabt hätte, den sich so gerne unverheirathete Matronen beilegen, um ihrem Zürnen wie ihrem Schmeicheln mehr Nachdruck zu verleihen.

Und die Bewegung war auch wirklich studirt, denn Donna Elvire war zu gutmüthig, um ernstlich zu zürnen.

Dies war das Ernste und zugleich Lächerliche der Sache.

Das Komische dagegen lag in den Gebehrden der jüngern Marquise, wie sie den Zorn der Cousine parodirte.

Das Betrübende aber in dem Spott und Hohn, welcher wiederum in ihren Bewegungen lag, in dem Verspotten einer ältern Person durch ein Kind, welches stets und unter allen Verhältnissen denselben Eindruck auf den Zuschauer, nämlich einen höchst unangenehmen macht.

Es soll damit indessen nicht gesagt sein, daß die Stellung dieses Kindes, der Spott um die Lippen desselben, der Hohn in den Zügen, der Trotz auf seiner Stirne, die Person desselben weniger schön, sein Gesicht minder ausgezeichnet gemacht hätten.

Im Gegentheil der richtige Beurtheiler wäre vielleicht erst jetzt im Stande gewesen, alle Vortheile des Wuchses, des Antlitzes und Profils der jungen Dame gehörig zu würdigen.

Denn die üppigen Formen des Körpers der Donna erhielten durch ihre gezwungene Stellung eine gefälligere Rundung und schärfere Umrisse, welche ihr dünnes duftartiges Kleid leicht erkennen ließ.

Die Neigung des Oberkörpers zeigte erst jetzt vollkommen die Biegsamkeit der schlanken Taille.

Eben so machte der Trotz, ihre hohe edle Stirn unter dem rabenschwarzen Haare nur noch edler.

Der Hohn gab ihren ausdrucksvollen Zügen einen noch vermehrten Ausdruck.

Der Spott schwellte das Rosenmündchen zu einer leisen Bewegung, in der man den Kuß säuseln zu hören vermeinen konnte.

Das Profil endlich ward noch senkrechter durch das Sprühen der großen dunklen Augen, welche wie ein Paar Sterne hervorzuquellen schienen.

Mit einem Worte Donna Marie war schön wie es nur eine Spanierin sein kann; wie eine feurige Spanierin, welche erst ihre glänzendsten Schönheiten entwickelt, wenn ihr Inneres erregt ist, sie war eine Spanierin, welche in sich allein die Vorzüge der Frauen Cataloniens, der Gitanos und der Andalusierinnen vereinigte.

Und sie wußte dies, die schöne Donna, sie wußte es nur zu gut.

Sie wußte es, daß sie schön sei, wußte es daher, daß Alt und Jung, Männer und Weiber, die Angehörigen aller Raçen sie verwundert anschauten, wenn sie sich zeigte.

Sie wußte es daher, daß von den Männern, die zu dem Salon des Vaters Zutritt hatten, der eine ihre Stirn, der andere ihr Profil, ein anderer ihren Mund, ihre Augen, ihre Hände, ihre Arme, ihren Fuß, ihre ganze Gestalt pries und Keiner des Lobredens müde wurde.

Dazu die Tochter des Gouverneurs, des bedeutendsten Mannes

im Lande zu sein, das mußte sie über Alles erheben was in ihrer Nähe war.

Marie machte sich aber auch ihre Stellung zu Nutze und die größere Freiheit, welche dem weiblichen Geschlecht in der Kolonie manches erlaubte, was im Mutterlande verpönt war, kam der wilden herrschsüchtigen Marquise dabei trefflich zu statten.

Diese Freiheit aber war die erfahrene und besorgte Cousine stets bereit zu beschränken und daher kam der Unfriede zwischen den beiden Damen, kam der Streit, welcher alle Tage zwischen ihnen aufs Neue ausgefochten werden mußte und in dem die Donna Marie stets siegte. —

„Cousine —!" begann Elvire nach einigen Sekunden wiederum, „Ihr werdet mir doch nicht sagen wollen —?"

„Ja ich will es, ganz gewiß will ich es!" rief das zürnende Mädchen mit dem Fuße auftretend, „Ihr verkennt Eure Stellung und meine Güte macht Euch dreister, ich bin kein Kind mehr, das einer Bonne bedürfte; ich weiß allein, was ich zu thun habe und thue was mir beliebt."

„Das gebe ich zu, oh ja! was Euch beliebt thut Ihr, aber nicht, was Ihr zu thun habt; ein junges Mädchen muß sittsam —!"

— Sittsam, bescheiden und so weiter sein!" rief die Marquise, „ich weiß dies Alles schon auswendig!"

„So handelt auch darnach!"

„Ich? ach nein, nie, oder ich müßte meine Cousine werden!"

„O, spottet nicht, Marie, wir befinden uns in der Welt und —!"

„Ja, ja, ich weiß auch dies: und die Welt dreht sich, doch kurz und gut, Donna Elwire: Kümmert Euch um Euch und nicht um mich!"

„Daß muß ich, weil ich dazu berechtigt bin und mir Eure Ehre am Herzen liegt!"

„Wie, meine Ehre, meine Ehre, Cousine! seid Ihr toll, meine Ehre?"

„Ja, Eure Ehre, denn diese hat mir Euer Vater auf die Seele gebunden!"

„Hahaha, nun, auch das noch, der Herr Gouverneur und Ihr im Bunde, vielleicht die Frau Marquise auch noch, he? ei, ich fürchte Euch alle nicht und Ihr sollt es sehen!"

Und die junge Dame trat abermals mit dem Fuß auf, daß das Porzellangeschirr einer auf dem Tische stehenden Servante klapperte.

Zugleich aber schritt sie auf eine Glasglocke zu und schlug einige Male mit einem Elfenbeinstäbchen gegen dieselbe, daß sie laut erklang und ihr Ton vibrirend durch das Zimmer zitterte.

„Cousine, ich bitte Euch um Gotteswillen —!“ rief Elwire die Hände faltend, indem sie einige Schritte auf das Mädchen zueilte.

„Aber um Was denn?“

„Wozu soll dies führen?“

„Zu Nichts!“

„Wozu aber denn dies Rendez-vous?“

„Weil es mir Vergnügen macht!“

„Oh, mein Gott, wenn Euer Vater dies wüßte; es ist ja schon so spät!“

„So spät, oh wir können eine noch spätere Stunde wählen!“

„Ihr bringt mich zur Verzweiflung!“

„So verzweifelt!“

Ein schwarzer Diener, dem das Läuten gegolten, trat ein und ein Affe, der, bereits zur Ruhe, durch dasselbe geweckt worden und seit einiger Zeit Gesichter auf seinem Sitze schnitt, sprang von demselben herab und an den Neger hinan, den er links und rechts ohrfeigte, um seinen Aerger an irgend einem Gegenstande auszulassen.

Donna Marie lachte aus Leibeskräften.

„Puck, Puck!“ rief die Cousine, „Du garstige Bestie, willst Du zurück!“

„Puck, tüchtig, tüchtig!“ schrie jene.

Der Neger heulte und wehrte sich mit Händen und Füßen; endlich gelang es ihm sich von dem Affen zu befreien.

Mit Thränen in den Augen und noch immer lachend, streichelte die Donna das kleine Scheusal und gab ihm Zuckerwerk, welches dasselbe mit wüthenden Seitenblicken auf den Schwarzen verzehrte.

„Armer Jacko!“ sagte Alwire, „das Thier hat Dich blutig gekratzt!“

„Bös' Aff'! Schandbiest!“ murmelte der Neger.

Der Affe wollte wiederum auf den Diener losspringen.

Diesmal jedoch erhielt auch er einen Beweis der Launenhaftig-

keit seiner Herrin durch einen Fußtritt, welchen ihm dieselbe gab und zähnefletschend sprang der gemißhandelte Liebling wieder auf seinen Platz.

Marie wendete sich an den Diener.

„Hast Du nicht gesagt, daß der Marquis Roviere; im Saale warte, schwarzer Teufel?"

„Massa Marki schon seit zwei Stunden warten!"

„Ah, gut; sage Massa Marki, er müsse bis Mitternacht warten, meine Wächterin, die böse —!"

„Ums Himmels willen nicht, Cousine, lieber jetzt, jetzt —!"

„Nein, nein, um Mitternacht, es plaudert sich um Mitternacht besser und vielleicht seid Ihr dann entschlummert —"

„Nein nein, Cousine, jetzt, jetzt, laßt den Marquis kommen, ich bitte Euch, jetzt!"

„Ah, seht Ihr, daß ich stets meinen Willen haben werde — also ich ließe den Massa Marquis bitten!"

Der Mohr ging.

„Die Cousine aber schwieg und ob es nur die Tollheit des Mädchens war oder ernstlicher Zorn, welche oder welcher sie verstummen ließ, mag Gott wissen.

Marie lachte.

„Ich wüßte nicht, warum ich nicht zu jeder Tageszeit oder jeder Nachtzeit einen Cavalier empfangen sollte!"

„Weil es unschicklich ist!"

„Pah — für mich?"

„Für Euch so gut wie für jede unseres Geschlechts!"

„Ist es doch nur ein unschuldiges Spiel, was ich treibe!"

„Ein unschuldiges? — das weiß Gott!"

„Nun sagt doch selbst, Cousine, ist es nicht hübsch, Liebhaber nein, Verehrer zu haben, sie aufzuziehen, eifersüchtig zu machen und zu sehen, wie sie einander die Hälse brechen möchten und gelegentlich auch wirklich brechen?"

„Ihr werdet die Früchte davon erndten!"

„Ah was ihr sagt, nun das werden saubre Früchte sein und ich verspreche im Voraus sie Euch zu überlassen!"

Die Cousine gab keine Antwort, denn die Thür öffnete sich und ein Mann trat mit Wonne strahlendem Antlitze in das Zimmer ob-

gleich seine Verbeugungen und seine anscheinend glückliche Stimmung nicht ganz einen Unmuth verbergen konnten, welcher jedenfalls kurz vorher noch auf seiner Stirn gelagert haben mußte.

Der Eintretende war augenscheinlich ein ächter Sohn Spaniens; eine schöne, kühne männliche Gestalt, mit einem regelmäßigen edlen Gesichte, und wenn Etwas an ihm getadelt werden konnte, so war es jedenfalls nur sein moderner Anzug, der ihn entstellte.

„Göttliche Donna," rief er mit einem Seitenblick auf die Cousine, „dies Glück — ich finde keine Worte, meinen Dank —!"

Marie war plötzlich wie umgewandelt, sie schien mit einem Male ganz Weib und Weiblichkeit oder vielmehr ganz Jungfrau mit den verschämten Reizen einer solchen und der schüchternen Unschuld eines Mädchens zu sein.

Mit einem Lächeln schlug sie leicht erröthend die Augen auf das Mieder und ihre Stimme nahm einen Flüsterton an.

„Herr Marquis!" lispelte sie, „keinen Dank, verzeihen Sie mir daß ich Sie warten ließ, meine Duenna, die gütige Cousine, ist so streng und wollte sich lange nicht erweichen lassen, bis endlich meine unausgesetzten Bitten —!"

„Die Gottlose —!" murmelte Elwire.

„Die Grausame!" rief der Marquis, indem er die Hand der Donna ergriff und an seine Lippen preßte.

„Ja wohl, die Grausame!" wiederholte Marie, „aber sie hat Recht, die gütige Elwire; ach welche Ueberwindung hat es mich gekostet —!"

Unter diesen Worten hatte sie den Marquis zu einem Sopha geführt und nöthigte ihn sich zu setzen, sie selbst nahm an seiner Seite Platz.

Dies geschah aber in einer Weise, daß auch das stärkste Männerherz es nicht lange neben ihr hätte aushalten können, ohne sich zu ergeben, ohne eine heftige Leidenschaft für die junge Dame zu empfinden und sich für überwunden zu erklären.

Denn ihr Wohlgerüche duftender Athem, fächelte die Wange des Marquis; ihr Busen wogte und ließ bei seinem Heben die Formen desselben ahnen.

Ihr gesenktes Auge hob sich zu Zeiten; aber wenn dies geschah,

sendete es einen zündenden Blitz bis auf die Seele des Mannes, welcher kaum zu athmen, geschweige denn zu sprechen wagte.

Die Duenna beobachtete Beide und ihren Gesichtszügen sah man es an, daß sie eben so erstaunt als unwillig war.

Marie, so jung noch und so schön, hatte es wirklich in dem Studium, die Männer zu fesseln, bis zur Meisterschaft gebracht.

Ob sie solches bei dem Marquis nöthig hatte?

Eigentlich hätte sie es wohl nie nöthig gehabt, denn ihr Anblick allein ließ schon nicht gleichgiltig.

Doch es war ihr ja nicht genug, die Männer zu fesseln, sie wollte ihr Spiel mit ihnen treiben, ein niedriges, unehrenhaftes Spiel, wie man schon ahnen wird; ein Spiel, wie es nur ein Weib kann, dessen Körper jungfräulich gereift, dessen Herz das Herz eines eigensinnigen, unverständigen Kindes geblieben ist.

Glücklicherweise war der Kreis, in welchem sie sich bewegte, zu klein, um für sie ein ergiebiges Feld zur Intrigue abzugeben.

Dennoch aber war bereits ihretwegen Blut geflossen und nicht blos ihretwegen, sondern weil sie es so gewollt, weil sie absichtlich Veranlassung dazu gegeben. Es war ihr Zweck.

Der Marquis sollte jetzt ein Opfer desselben werden; denn er, der erst vor wenig Wochen aus dem Mutterlande herüber gekommen war, konnte sich ihr am Wenigsten entziehen, weil er sie nicht kannte.

Das Mienenspiel der Beiden dauerte eine geraume Zeit an, bevor Einer von ihnen wieder sprach.

Der Marquis that es zuerst.

„Ach," flüsterte er, „ich hätte Euch so vieles zu sagen, Donna; mein Herz ist so voll — aber —!"

Marie seufzte.

„— Aber ich finde keine Worte; oh wenn die Liebe allein meine Reden nur beurtheilte, dann wohl. Ich bin ein Neuling in der Liebe und bedarf der Ermuthigung!"

Die Donna hob langsam ihren Blick, wie sie es bereits öfter gethan und senkte das Auge wieder, sobald derselbe demjenigen des Marquis begegnet war. Der Marquis zuckte zusammen und seine Empfindung strömte über.

„Und doch kann wohl Niemand heftiger lieben, wie ich Euch

liebe, Donna!" sprach er, „mein Leben, mein Alles gehörte Euch von dem Augenblicke an, wo ich Euch sah!"

„Ach Sennor!" flüsterte Marie.

„Oh sprecht, sprecht!" rief der Marquis, „beglückt mich durch ein Wort, Donna —!"

„Herr Marquis, Eure Gegenwart zu dieser Zeit —!"

„Ja, ja, ich weiß, sie sagt viel; aber wie ich vernommen, ertheilen die Frauen in diesem Lande Männern oft solche Gunst, ohne daß —!"

„Oh, Herr Marquis! was verlangt Ihr von mir!"

„Daß ich Euch lieben darf — jedoch nicht wie der Wind, der gegen Eure Wange fährt und dieselben kos't, Euch aber gleichgültig bleibt, sondern lieben darf, um wieder geliebt zu werden!"

„Herr Marquis, ich bin beschämt —!"

„Darf ich hoffen, Donna —?"

„Oh, Sennor, ich bin Eurer nicht würdig!"

„Wie, Donna Maria; welch ein Wort!"

„Darf ich Euch vertrauen, Sennor?"

„Unbedingt, Donna!"

„Ja, Ihr seid ein Ehrenmann; ja, ich wage es zu sagen, Ihr seid mir nicht gleichgültig —!"

„Oh, Donna Marie —!"

„— aber!"

„Kein aber, von Euch geliebt zu sein, ist der Himmel auf Erden!"

„— aber Ihr wart mir erst seit der Zeit nicht mehr gleichgültig, als ich Euch zum ersten Male sah. Vorher —

„Nun vorher —?"

„Ja, vorher war mein Auge bereits auf einen Mann gefallen, den es gern sah —!"

„Ah —!"

„— mein Auge sagte es dem Herzen, und dies Herz pochte zu Zeiten heftig in seiner Nähe; ich erkannte erst seinen Unwerth, seit ich Euch kenne, Sennor."

„Oh, die Wahl der Marquise von Alvirez konnte auf keinen ganz Unwürdigen fallen!"

„Sagt dies nicht, Herr Marquis!"

Bisher hatte die junge Dame sichtlich in ihrem Gedächtnisse ge-

sucht, ohne Etwas zu finden, jetzt mußte sie gefunden haben; denn bei den letzten Worten, welche sie gesprochen, flog ein leichtes Lächeln über ihr Gesicht und die Freude ließ sie erröthen, als sie ihren Blick so erhob, daß der volle Strahl desselben auf das Antlitz des Marquis fiel.

Dieser fuhr wiederum zusammen und rief:

„Darf ich ihn kennen, den Rival, der mir dies Herz streitig machen wollte?"

„Oh, ich kann es nicht über meine Lippen bringen!"

„Donna —!"

„Es ist —!"

„Nun es ist, Donna —?"

„Es ist ein — nein nimmer —"

Marie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und sagte schluchzend:

„Ich bin ein thörichtes Kind!"

„Donna —!" rief der Marquis und versuchte die Hände von ihrem Gesichte zu entfernen, „ich bitte Euch um Alles in der Welt!"

„Es ist ein Indianer!" lispelte das Mädchen.

Das Gesicht des Marquis, auf welches sich beim Beginn des Geständnisses bereits ein Schatten gelegt hatte, erheiterte sich plötzlich wieder; er mochte dasselbe naiv finden und die angebliche Liebe des Mädchens für eine Jugendschwärmerei halten. Wenigstens schien dies der Ausruf anzudeuten, den er laut werden ließ:

„Unschuldiges Wesen!" sagte er, die Hände der Marquise in den seinigen behaltend.

„Es ist!" fuhr diese fort, „der Indier, welchen ich Euch heute Morgen bei der Messe zeigte!"

„Ah — und wußte der Glückliche —?"

„Er wußte —!"

„So, also es war ihm bekannt!" sprach der Marquis gedehnt und indem eine neue Wolke über seine Stirn zog.

„Oh verzeiht ihm, Herr!" bat das Mädchen.

„Erwiderte er denn Eure Liebe?" fragte Jener.

„Ich — ich weiß es nicht!"

„Ihr wißt nicht?"

„Marie veränderte sich plötzlich, eine dunkle Gluth überzog ihr Antlitz und ihr Auge blitzte nicht mehr, sondern funkelte; sie entzog

dem Marquis, der nachdenklich zu werden begann, heftig ihre Hände und sprang auf.

„Ha," rief sie, „wenn ich wüßte —?"

„Was, Donna Marie?"

„Daß er mich nicht geliebt! so —"

„Nun so —?"

„So müßte er sterben!"

„Er muß sterben!" sagte der Marquis mit finsterer Stirn.

„Ja, Ihr habt Recht, Herr! rief Marie, indem sie jetzt aufs Neue Zorn heuchelte, „so sei es, er muß sterben; wer meiner Liebe unwürdig wird, muß sterben. Herr Marquis, so lange Euer Nebenbuhler noch lebt, werde kein Wort von Liebe zwischen uns gesprochen; rächt mich an dem Schuldigen, es soll der Beweis Eurer Liebe zu mir sein!"

Die Donna hatte diese Worte mit Pathos und dem Anstande einer zürnenden Königin gesprochen und der Marquis erhob sich.

Noch aber hatte er dies nicht vollbracht und noch bebten die letzten Worte der Donna im Zimmer, als die Stille des Abends außen durch einen Schrei unterbrochen wurde, welcher der muthwilligen Schauspielerin sagte, daß draußen noch ein Acteur ihres Stückes harre der alle Drei erzittern ließ.

Es war dies ein Wuthgeschrei, wie ihn unterdrückte, sich endlich Luft machende Leidenschaft hervorbringt, und einen Moment glaubten die im Zimmer befindlichen Personen die Umrisse eines menschlichen Kopfes durch die Gaze, womit die Fenster verschlossen waren, zu erkennen.

Auch der Affe war von seinem Sitze gesprungen und fuhr schreiend durch den Flor in den Garten.

Nach vier oder fünf Sekunden hörte man sein klägliches Geschrei, das indessen sofort wieder verstummte.

„Was war das?!" rief der Marquis.

„Mein Gott, steh uns bei!" jammerte Elwire.

„Seht nach, seht nach, Herr Marquis!" drängte Marie den Marquis, welcher sich auch entfernte.

Der neue Schrecken machte für einen Moment die Cousine stumm, dann aber begann sie.

„Da habt Ihr es nun; das ist die Strafe des Herrn; gerech-

ter Gott, ist dies erhört; Ihr seid eine andere Cleopatra, um Euch nicht noch schlimmere Namen zu geben!"

Marie hatte wirklich einen Augenblick gezittert; die Worte der Cousine aber riefen ihre Keckheit zurück.

„Wie!" rief sie, „nicht wahr, das war gut gemacht; er wird sich an ihn machen, ah, und einer von ihnen wird bleiben, muß bleiben!"

„Cousine —!" rief wiederum Elwire, doch diesmal deuteten ihre Mienen und ihre Stellung auf einen gewaltigen Schreck.

„Ich bin nur neugierig!" fuhr Marie fort, „wer es sein wird, doch gleichviel, Einer ist es bestimmt, und er vermehrt die Zahl derjenigen, deren Blut mir geopfert wird; eine weibliche Schönheit steht aber um so sicherer, je mehr Männerblut ihretwegen vergossen wird."

Die Cousine entgegnete nichts; sie konnte nichts entgegnen, und bald darauf kehrte auch der Marquis mit dem schwarzen Diener zurück, welcher den Affen trug, dem ein Schnitt oder Hieb in die Brust bis auf den Rückgrad gedrungen war. Gesehen hatte man sonst Niemand.

„Armer Puck! armes gutes Thier!" rief Marie.

Der Marquis wußte nicht, was er zu Allem sagen sollte und entfernte sich endlich wie Jemand, der irre geworden war, mit dem Versprechen, genaue Untersuchungen anzustellen.

„Thut, wie Euch beliebt, Herr Marquis!" sagte die Donna, „doch vergeßt nicht, was ich Euch gesagt habe!"

3.

Der Prozeß.

Es war am Morgen des nächsten Tages, um die Zeit, wo sich die ersten goldenen Streifen im Osten zeigen, um das Vorhandensein des Weltenlichtes zu verkünden, ohne sein Erscheinen zu verbürgen, welches noch von dem Steigen oder Fallen der Nebeldünste, die auf den unendlichen Steppen Südamerika's Nacht für Nacht lagern, ab-

hing, also sehr früh, als der junge Indianer, den wir von gestern her kennen, wieder bei der Hacienda seines Vaters anlangte.

Aber obwohl es zeitig war, erschien dennoch die Gestalt des Vaters an dem Thore der Umzäunung, und die klaren Tropfen, welche an den Spitzen seiner Haupt- und Barthaare hingen, gaben Zeugniß, daß er die Nacht draußen in den Nebeln zugebracht.

Der alte Indianer stieß einen Freudenschrei aus, als er seinen Sohn in dem nahenden Reiter entdeckte und eilte ihm entgegen; neben dem Thorwege zeigten sich die Gestalten von vier oder fünf anderen Llaneros, Hirten der Heerden des Indiers und selbst Indianer, welche muthmaßlich mit dem Vater die Rückkunft José's erwartet hatten.

Aber José kam nicht, wie er gegangen, und als Antonio auf drei Schritte an ihn herangekommen, stutzte er.

Denn die Gestalt des jungen Menschen, so wie sein Auge, schienen gebrochen zu sein; seine sonst glänzende Broncehaut hatte eine fahle Mulattenfarbe angenommen und der Kopf hing auf die Brust herab.

Dagegen war sein Pferd über und über mit Schaum bedeckt, seine Seiten und die Sporen des Reiters trieften von Blut; Blut bedeckte auch die äußere Seite des rechten Halbstiefels, wo das Messer getragen wurde; auch der Griff desselben und die Hände des jungen Menschen waren von Blut besudelt.

Erschrocken sagte der Vater:

„Du bist zurück, José?"

„Ich bin zurück, mein Vater!"

„Ist Dein Versuch mißlungen?"

„Ich habe gar keinen Versuch gemacht, mein Vater!"

„Ich sehe Blut an Deinem Messer, Deiner Kleidung und Deinen Händen!"

„Es ist das Blut eines Affen!"

„Eines Affen?"

„Eines wirklichen Affen, mein Vater!"

„Dein Pferd ist mit Schaum bedeckt und feucht von Anstrengung!"

„Ich bin scharf geritten!"

„So wurdest Du verfolgt!"

„Ich weiß es nicht, weil ich mich nicht darum kümmerte, aber ich glaube es nicht!"

Der Vater schwieg und José stieg vom Pferde, welches ihm einer der Hirten abnahm; hiernach trat er in die Hacienda.

Ein solcher Ort, man möchte sagen, ein solches Eiland in dem Steppenmeere Südamerika's bietet einen merkwürdigen Anblick von Wildheit und Cultur, daß heißt Cultur im Verhältniß zu der Wüste, in der man sie findet, dar.

Zum Zwecke der Viehzucht errichtet und angelegt, muß die Hacienda unwillkürlich an die Hütte und Zelle der patriarchalischen Zeiten des alten Testaments oder der Beduinen und Araber erinnern.

Und wirklich sind diese Wohnorte der freien Steppenindianer auch nichts Anderes, als jene, nur mit dem Unterschiede, daß dieser sie nicht, wie jene, fortträgt, sondern dort bleibt, wo er seine Wohnung einmal aufgeschlagen.

Alles, was den Namen Gebäude verdienen könnte, besteht in solcher Hacienda aus einer einzigen Hütte, dem Obdach, welches sich überall der Mensch errichtet; denn das Thier kommt in dieser Gegend nie unter Dach.

Jene Hütte hat aber meistens nur einen einzigen Raum, der zugleich Wohnzimmer, Speisesaal, Küche, Schlafzimmer und Vorrathsmagazin ist, der zugleich zur Aufbewahrung von Waffen, Häuten, Reitzeug, und zum Aufenthalte des Besitzers, wie seines Gesindes, des Herrn, so wie der Diener und aller ihrer Angehörigen dient.

Wie das Innere einer solchen Hütte beschaffen ist, kann man sich daher leicht denken.

Geschwärzt vom Rauche, der sich einen beliebigen Ausgang sucht und der dadurch, daß wenig Holz, dagegen viele andere, mehr rauchende als brennende Stoffe zur Unterhaltung des Feuers benutzt werden, stets in einem grausigen Qualm besteht, erscheinen die Wände.

In chaotischer Verwirrung liegen, hängen und stehen die erstgenannten Gegenstände umher.

Als Sessel dienen nicht selten Pferde- und Ochsenschädel und den Tisch bildet meistens eine rohe Platte auf kreuzweis in die Erde geschlagene Pfähle gelegt.

Eben so dürftig ist das Küchen- und Tafelgeschirr dieser Steppensöhne.

Ein kupferner Kessel, der zugleich als Pfanne dient, einige Blech-

teller, ein Trinkbecher und einige Schalen von demselben Material, bilden dasselbe. Löffel und Gabel kennen sie nicht.

Vortrefflich, und sogar luxuriös ausgestattet sind dagegen Reitzeug und Waffen.

Um die eben beschriebene Hütte läuft meistens ein Zaun, welcher häufig ein Land von bedeutendem Flächeninhalte umfaßt, und je nach dem das Holz selten oder minder selten ist, hat diese Einfriedigung Aehnlichkeit mit den bei uns bekannten Koppelzäunen oder neben einander stehenden Pallisaden.

In, aus und auf jenem Raume aber besteht die eigentliche Hacienda des Indiers.

Heerden von Rindvieh, von Stieren, die in der Wildniß aufgewachsen und hier hereingelockt sind und deren viele sich nicht anders als durch eine Kugel beikommen lassen, weiden in denselben.

Heerden von Pferden, wie jene Kinder der Wildnisse, welche noch nie eine Menschenhand berührt, galloppiren dort einher, oder streichen wiehernd an dem Zaune entlang, als beklagten sie die verlorne Freiheit.

Zahmeres Vieh scheint diesem Treiben verständig zuzuschauen und sucht auch wohl, wenn die Wildheit des anderen zu arg wird, durch Horn, Huf und Zahn einzuwirken, wobei es von einer Meute Hunde, die überall umherlungern, unterstützt wird; jener Race von Hunden, denen sich einst die Spanier gegen die Indianer bedienten und die ihnen in den letzten Unabhängigkeitskämpfen der Kolonien das zurückgeben sollten, was man ihnen aus den frühern Zeiten schuldig geblieben war.

Denn jene Bluthunde befinden sich rein erhalten fast nur in indianischer Zucht.

Alle diese Umstände und Erscheinungen lassen im Hintergrunde bereits die Jagden auf wilde Pferde und Stiere ahnen; Jagden die gefährlich sind, aber den Muth und die Kraft des Jägers stählen; die den Reiter zu einem tüchtigen Reiter ausbilden und die für den Steppenbewohner eine Uebung in den Waffen von Jugend auf bedingen.

Es war bei der Rückkehr des jungen Indiers am heutigen

Morgen so zeitig, daß die Thiere noch nicht den Schlaf abgeschüttelt hatten.

Doch kaum hatte er den innern Raum der Hacienda betreten, als sich die Nebel zu beleben schienen, und Hunde, Stiere, Kühe, Pferde und Füllen ihn und den ihn begleitenden Vater umringten, um durch Bellen, Brüllen oder Wiehern ihre Freude laut werden zu lassen, ihren Schmerz zu klagen, daß sie ihn einen Tag vermißt hatten.

„Einen Moment strahlte bei diesen Kundgebungen des Viehes ein Blitz in dem dunklen Auge des jungen Mannes auf, und er murmelte wie freudig:

„Sie lieben mich!"

Doch schnell schwand diese, wie es schien, angenehme Regung, um die Stirne wieder finster werden zu lassen, und er fügte dumpf hinzu:

„Es sind nur unvernünftige Thiere!"

„Geh hinein, mein Sohn!" sagte der Vater milde, und José durchschritt schnell den Raum, welcher ihn noch von der Hütte trennte.

Als er dieselbe betrat, sprang die Mutter von dem niedrigen Heerde, vor welchem sie kniete, auf und rief:

„José, José, mein Sohn, bist Du wieder da!"

„Ich bin wieder da, Mutter!" antwortete der junge Mann, wie er vorher dem Vater geantwortet hatte.

Mit stürmischer Hast, mit Freude und zugleich mit unverkennbarem Schmerze, legte ihm die Frau noch eine Menge anderer Fragen vor, ohne jedoch da stehen zu bleiben, wo der Vater stehen geblieben war.

Sie ging weiter, die besorgte Mutter.

„Und!" rief sie endlich freudig überrascht durch einen Entschluß des Sohnes, welchen derselbe ihr mitgetheilt, „und Du willst wirklich nicht weiter daran denken; willst alles, alles aufgeben!"

„Ich will es, meine Mutter!"

Die Mutter fiel in der Freude ihres Herzens dem Sohne um den Hals und rief:

„Schwöre es mir, mein José, schwöre es, das Du willst!"

„Erlaßt mir den Schwur, Mutter, ich habe gesagt, was ich

sagte!" entgegnete der junge Mann, indem er sich sanft ihren Armen entwand.

Lange vielleicht hatte das Herzblut der Frau, welche, obwohl indischen Stammes, doch ein Herz, und obwohl einem wilden Volke angehörend, dennoch Mutter blieb, nicht so freudig gewallt.

Denn bald lief sie zu dem Feuer, auf welchem das Frühstück kochte, bald lief sie wieder zu dem Sohne, streichelte seine Wange und drückte seinen Kopf an ihre Brust.

Arme, arme Mutter, hättest Du ahnen können —!

Der Sohn blieb indessen, trotz ihrer Liebkosungen, wie er gekommen, erdrückt, erschlafft, seine Kraft schien gebrochen.

Vergeblich sprach ihm die Mutter von seinen Lieblingspferden, von seinen Lieblingsfüllen, umsonst versprach sie sein Leibgericht zu bereiten, der junge Mann hörte entweder gar nicht, oder achtete dessen nicht, was er hörte.

Endlich war das Frühstück fertig.

In der Hütte versammelten sich alle diejenigen, welche ein Recht dazu, das heißt, alle die auf die Benennung Mensch Anspruch zu machen hatten, und wahrlich, es war eine herrliche Gruppe.

Sechs Männer, schlank, hoch und muskulöse, mit kühnen Gesichtern, deren edler Schritt den Römern entlehnt zu sein schien, in ihrer malerischen Tracht, nahmen an der Tafel Platz.

Doppelt so viel Weiber und Kinder, hockten oder kauerten an den Wänden und in den Winkeln der Hütte umher.

Das Frühstück ward aufgetragen.

Es bestand aus Milch, gedörrtem Fleische und Zwieback, die Mutter Josés theilte es ein, der Vater legte jedem vor, und jeder erhob sich, wenn er seine Schale und seinen Antheil empfing.

José aß wenig.

Aber Mäßigkeit war eine Haupttugend der südamerikanischen Indianer, und José war besonders mäßig, es konnte Niemand auffallen.

Das Frühstück war bald beendet, und alle bis auf Antonio, dessen Frau und beider Sohn verließen wieder die Hütte.

Antonio, welcher den Letzteren einige Augenblicke betrachtet hatte, sprang plötzlich auf und rief:

„Weib, wir haben Etwas vergessen!“

„Vergessen, was denn, Mann?“ fragte jene.

„Ist heute nicht der Termin in unserem Prozesse wider Don Mariano?“

Das Weib ging zu einem Balken des Hauses, an welchem sich mehrere Röthelstriche befanden und entgegnete kleinlaut:

„Ja, ja, es ist so!“

„Teufel!“ rief Antonio.

„Der Termin ist?“ fragte José aus seinem Sinnen auffahrend.

„Ja, mein Sohn und nun wird er versäumt!“

„Ach, versäumt — ja, ja, meinetwegen versäumt — doch nennt mir die Stunde, Vater!“

„Zehn Uhr, um zehn, nein, um Elf!“

„Oh, da ist nichts versäumt, ich werde an Eurer Stelle gehen!“

„Wie, unmöglich — es sind kaum noch drei Stunden!“

„Und wenn es nicht mehr eine wäre — laßt mich gehen, Vater!“

„Es ist vergebens!“

„Laßt mich gehen, Vater, ich werde das einbringen, was durch meine Schuld versäumt ist!“

„Aber, José, wie willst Du — !“

„Laßt mich gehen, Vater, ich bitte Euch!“

„Nun denn in Gottes Namen!“

José sprang auf, sein ganzes Wesen drückte die Leidenschaftlichkeit eines Wilden, die Wildheit eines Indianers aus, als er auf die Thür zu eilte und zu den noch dort befindlichen Leuten hinausrief:

„Fangt den Falben ein, fangt ihn ein, aber schnell!“

„Wie, Du wolltest —!“ rief der Vater.

„Ich will ihn bändigen, ja, mein Vater!“ rief der junge Mann, und seine Augen flammten wieder wie an jenen Tagen, wenn er ein gleiches zu thun beabsichtigte oder die Jagdlust den Jüngling erregt hatte.

„Ah — !“ rief der Vater und aus seinen Zügen sprach zu gleicher Zeit Besorgniß und Freude über die Veränderung des Sohnes.

Was war es mit diesem Prozesse? wie konnte ein Indianer einen Prozeß haben? wird man fragen.

Dies ging ganz natürlich zu.

Spanien war von jeher das Land der Prozesse, der peinlichen auf Tod und Leben, so wie der Civilprozesse, und wohin die Spanier kamen, dorthin trugen sie auch ihre Büchse des Zankes und nie endenden Streites, dorthin brachten sie ihre Richter und Gerichte, die nichts weniger als recht und gerecht richteten.

Es wird außerdem aber bekannt sein, daß der Hauptausfuhr-Artikel der südamerikanischen Steppenländer Thierhäute sind und daß diejenigen, welche diese Häute nicht produciren, sondern der Natur und den Stieren abringen, um sie in die Welt zu senden, die Steppenindier sind.

Wie aber der südamerikanische Indier nicht gleich dem nordamerikanischen unterdrückt, verachtet und verfolgt, sondern ein freier Mann blieb, stets war und noch ist, so ließ er sich auch nicht wie dieser trunken machen, um, seiner Sinne beraubt, seine Beute zu verschleudern, sondern wußte nüchteren Sinnes seinen Vortheil wahrzunehmen, so wie sein Recht zu verfolgen, wenn ihn der schlaue Mulatte oder Kreole betrog.

Durch das Christenthum, durch den Umgang mit Europäern war es längst abgekommen bei ihnen, sich für etwaigen Betrug durch das Messer und Mord zu rächen; vielmehr boten die Gerichte der Spanier einen Weg, den sie einschlugen, und nicht selten sah man seit längerer Zeit die broncefarbenen Söhne der Steppe vor den Schranken derselben.

Antonio aber hatte seit Jahren mit einem gewissen Don Merino in Geschäfts- und Handelsverbindung gestanden und dieser Merino ihn seit Jahren betrogen.

Das war die Ursache des Prozesses, in welchem sich José erboten hatte, den Vater zu vertreten.

Ein Gebrüll, untermischt mit Schnauben, verkündete den in der Hütte Befindlichen, daß der Falbe eingefangen sei, während sich José zur Reise vorbereitet hatte.

Der junge Mann war fertig und alle eilten hinaus.

Das Pferd, welches der Jüngling bestimmt hatte ihn nach Nueva Barcelona zurückzutragen, war erst vor wenig Tagen eingefangen, hatte sich aber während dieser Zeit als ein Ausbund von

Wildheit und Tücke gezeigt und sein Benehmen unter Sattel und Zaum zieh dieser Annahme keines Irrthums.

Es war aber sonst ein herrliches Thier, gelb von Farbe, hoch und schlank, mit den Beinen eines Rehes, an welchen bei seinen heftigen Bewegungen die Adern bis zur Dicke eines Fingers anschwollen.

Als der junge Mann aus der Hütte trat, schien das Pferd zu ahnen, daß jener es sei, den er besonders zu fürchten habe, denn sein Gebrüll wurde stärker, seine Augen rollten wild im Kopfe und die Anstrengungen, welche das Thier gegen seine Banden machte, wurden stärker.

„Führt ihn vor das Thor!" sagte José.

Antonio hätte nicht selbst ein Pferdezüchter und Roßbändiger sein müssen, um bei diesem Anblick nicht Alles andere zu vergessen. Sein Auge leuchtete wie das seines Sohnes.

Von den sechs Männern, mehr gezerrt als zum Thore geführt, ward das Pferd durch dasselbe ins Freie gebracht.

José flog förmlich dorthin.

„Lebt wohl Vater, lebt wohl Mutter!" rief er zurück. Er ahnte nicht, der arme Junge, daß er den Eltern auf ewig Lebewohl sagte.

Bei dem Rosse angekommen, war er mit einem Sprunge im Sattel, ergriff zu gleicher Zeit die Zügel und rief:

„Los, laßt los!"

Die Fäuste, welche bisher gehalten hatten, öffneten sich, die Stränge, welche doppelt durch die Ringe und Oesen des Zaum- und Sattelzeuges gezogen waren, schleiften aus; das sich frei fühlende Thier bäumte mit einem freudigen Gewieher hoch auf und nahm einen mächtigen Satz. José setzte ihm die Sporen ein.

Es war der erneuerte Kampf des Alexander mit dem Bucephalus.

Das Pferd, einen Moment sich frei fühlend, ward inne, daß es jetzt erst recht Sclave sei und mit edler Anstrengung versuchte es seines Reiters ledig zu werden.

Es bäumte, bockte, brüllte, schlug aus und biß um sich; aber vergeblich; sein Reiter saß fest und die Sporen desselben zerfleischten ihm die Seiten.

Endlich schoß daß Thier in wilden Sätzen dahin, José hatte

gesiegt und indem er dasselbe zu immer wilderem Laufe, zu immer rasendern Sätzen antrieb, sausten Roß und Reiter auf der Straße von Nueva Barcelona hin.

Die Llaneros, welche mit geballten Fäusten und jede Muskel anspannend dem Kampfe zugeschaut hatten, ließen einen Jubelruf erschallen und traten in die Hacienda zurück.

José hatte dem wilden Rosse nicht zuviel zugetraut. In 2 Stunden trug ihn dasselbe von der Hacienda nach Nueva Barcelona; in zwei Minuten durch die Straßen der weitläuftigen Stadt, in eben so viel Sekunden durch das Thor in den Hof derselben.

Aber das Pferd, — das Pferd war kein Pferd geblieben, es war, oder es glich einem fliegenden Drachen; Schaumflocken flogen in der Luft umher, die es durchschnitt; zwei Blutspuren bezeichneten die Spur, wo seine Hufe verweilt? nein, wo die Kanten derselben dem Erdreich die eigne Electricität mitgetheilt hatte, daß es in Wolken emporwirbelte.

Aber der Mensch! — auch der Mensch war kein Mensch geblieben, der wilde Ritt hatte ihn zu dem gemacht, was die Leidenschaft aus dem Menschen machen kann, zu dem Thier, welches alle Thiere fürchten.

So stürzte José in den Hof des Forts, und die dort anwesenden Soldaten ergriffen erschrocken die Flucht.

Er dagegen sprang aus dem Sattel, zog die Zügel durch einen der vielen Binderinge und ließ das keuchende Pferd stehen, um welches sich die Soldaten wieder schaarten, die fliegenden Flanquen und die Spornstiche, welche diese Flanquen trugen, zu bewundern.

José aber sprang, wie er in den Hof gekommen, vom Schweiße übergossen, keuchend und mit glühenden Blicken, die Treppe hinan; rannte den Flur entlang und hörte durch die geöffnete Thüre des Sitzungssaales den Namen seines Vaters rufen.

„Hier — hier!" rief er daß die Wände dröhnten und stieß die sich vor ihm schließende Thür wieder auf.

Diese mächtige Antwort auf einen Ruf der schon mehrmals ohne beantwortet zu werden, erschallte, ließ jedes andere Geräusch verstummen, ließ alle Augen sich auf den Punkt wenden, woher er zu kommen schien und dies war die Thür.

Durch diese aber trat, den Hut auf dem Kopfe, der junge Indianer ein, wie wir ihn beschrieben haben und wie es nach dieser Beschreibung nur geschehen konnte.

Doch von jetzt ab wird eine gewöhnliche Feder zu schwach.

José trat ein und die Dielen des Saales erdröhnten unter seinen Tritten; da rief eine Stimme.

„Den Hut ab!"

José folgte der Richtung, woher jene Stimme zu kommen schien, und wenn sein Antlitz erst unter der Emaille von Schweiß glänzte, so leuchtete es jetzt, wenn sein Auge erst leuchtete, so blitzte es jetzt, so sprühete es Flammen auf denjenigen welcher gesprochen.

Auch dieser blieb nicht gleichgültig; sein dunkles Gesicht erbleichte und seine Zähne kniffen die Lippen zusammen, sein Haar schien sich zu sträuben.

Er fuhr von seinem Sessel auf und wiederholte, daß ebenfalls die Wände davon zu erbeben schienen:

„Den Hut ab, Verwegener!"

José stand wie angewurzelt und regte sich nicht; er glich einer Bildsäule, einem Meisterwerk der plastischen Kunst, welche ihrem Gebilde Leben eingehaucht aber keine Bewegung gegeben hatte. Doch seine Blicke verschlangen jenen Mann der eben gesprochen.

Dieser rief zum dritten Mal:

„Den Hut ab, Frecher; — Algazuils bringt ihn hinaus; in das schwarze Loch mit ihm, damit er lerne die Behörden Spaniens achten!"

Bis die herzugerufenen Algazuils dem erhaltenen Befehle nachkommen und sich namentlich durch die anwesenden Zeugen und Parteien drängen konnten, vergingen nach eine oder zwei Minuten.

Diese beiden Minuten standen sich noch die Männer starr, regungs- und vielleicht fassungslos gegenüber; sie verschlangen sich mit den Blicken, nicht weil sie sich zum ersten Male sahen, sondern zum ersten Male erkannten.

Denn der Mann, welcher dem Indianer gebot, sein Haupt zu entblößen, war der Vorsitzende des Gerichts, der Oberrichter Hernando Marquis Rovierez, derselbe dem Donna Maria aufgetragen, sie zu rächen.

Doch die stumme Anfeindung dieser Männer, die sich, wie gesagt, zum zweiten Male sahen und zum ersten Male wiedererkannten, war zu Ende, als die entbotenen Algazuils naheten.

Der Indier streckte seine beiden Arme aus und die Diener flogen zurück.

Dann schritt er mit stierem Blick, langsam wie ein Nachtwandler auf die Barre zu und es lag etwas Feierliches in dieser Bewegung, die abgemessen war, wie die Töne der Musik, bis er die Barre erreicht hatte.

Sodann legte er auf diese seine broncenen Finger; sie gab nach und ein dumpfes Krachen durchdrang das Zimmer, wonach Theile des Gitterwerks umherflogen.

Durch die gemachte Oeffnung schritt José immer noch dem Anschein nach ruhig, wenigstens doch langsam und gemessen unter einem sich erhebenden Gemurmel auf die Richter zu.

„Die Wache, die Wache, die Wache!" schrieen diese.

„Die Wache!" wiederholten die Anwesenden.

Doch José that Niemand etwas zu leide, sondern setzte seinen Weg fort bis zu demjenigen, den er erreichen wollte und stellte sich vor ihn hin.

Der Marquis blieb regungslos.

Zwei Mal öffnete der Indier den Mund; zwei Mal versagte ihm die Stimme; dann hallte es dumpf und schauerlich durch den Saal:

„Ihr habt es versprochen — tödtet mich!"

Immer noch blieb der Marquis regungslos unter dem Blicke des Indianers, welcher wie der Blick der Klapperschlangen auf den kleinen Vogel auf ihn zu wirken schien.

Dann öffneten sich auch seine Lippen, aber ihm versagte die Stimme nur ein Mal.

Als er den Mund wieder öffnete, zitterten die Worte durch den Raum:

„Holt die Wache!"

Doch die starre Wuth, welche bisher die beiden Männer beherrscht hatte, schien durch die Worte, welche ihren Lippen entströmten, beschworen zu sein.

Denn mit lauter deutlicher Stimme wiederholte der Indier:

„Ihr habt es versprochen, tödtet mich; — sonst werde ich Euch tödten!“

„Die Wache, die Wache!“ schrie der Marquis.

Es war eine fürchterliche Scene und sie drohte noch fürchterlicher zu werden.

Denn auf den letzten Ausruf des Richters hatte der Jüngling seine Arme ausgestreckt und den Marquis ergriffen: aber auch dieser that ein Gleiches, wogegen sich Niemand der übrigen Anwesenden rührte.

Da erdröhnte der Flur von heftigen eilenden Schritten, die Thürflügel flogen auf und Bajonette blitzten.

Die Menge wich scheu den hereinströmenden Soldaten aus und José blickte sich nach denselben um.

Es ist offenbar, daß der Jüngling, dessen ungeheure Körperkraft nicht mehr seine Gestalt zu verrathen brauchte, weil sie durch seine Thaten schon verrathen war, aus unbegreiflichen Ursachen, die er selbst vielleicht nicht zu beherrschen vermochte, gezögert hatte, seinen Feind zu vernichten.

Ja, er zögerte auch jetzt noch und gab es endlich sogar ganz auf; langsam und als wolle er genau die Zeit, welche die Soldaten bedurften bis zu ihm zu gelangen, damit ausfüllen, hob er den Marquis empor.

„Feigling!“ murmelte er dann zwischen den Zähnen und schleuderte ihn von sich, daß er zu Boden fiel.

Als er sich wenden wollte, starrten ihm bereits von allen Seiten Bajonette entgegen; José blickte auf sie wie ein Mensch, der nichts sieht und machte keine Bewegung weiter.

„Die Ketten her; bringt Fesseln!“ rief der vom Boden aufspringende Marquis.

Die Ketten wurden gebracht und den Soldaten übergeben; sie legten dem jungen Mann die Handschellen an; er sträubte sich nicht.

„Bringt ihn ins Gefängniß!“ rief der Oberrichter weiter.

Die Soldaten führten José hinaus, er folgte ihnen wie ein Lamm.

Sie führten ihn den Flur entlang, die Treppe hinunter und durch einen gewölbten Korridor.

Der Jüngling folgte ihnen, als müsse es so sein, ohne durch eine

Miene zu verrathen, daß er kurz vorher noch so fürchterlich aufgeregt gewesen.

Endlich machte seine Eskorte in dem düstern Gange halt. Ein grimmig um sich blickender Mensch trat mit einem Schlüsselbunde heran und suchte unter den darin hängenden Schlüsseln, dann schloß er an einer Thür ein Mal, zwei Mal, drei Mal; eine eiserne Stange fiel herab.

Er suchte wiederum in seinem Bunde und begann sein Schließen von neuem, wonach er ein Schloß in der Hand behielt.

Er suchte zum dritten Male und stieß dann die Thür auf, hinter welcher sich eine dichte Finsterniß nicht ausbreitete, sondern erst recht alles verschloß und umnachtete.

Bis hier her hatte José einen, wie es schien unerschütterlichen Stoicismus zur Schau getragen.

Jetzt jedoch zuckte er zusammen und wiederum ward sein Auge stier.

Zwei, dreimal athmete er schwer, dann stürzte er zu Boden; dieselben Symptome, die sich in der Kapelle gezeigt, traten ein und der Gefangene wüthete wie gestern.

Er ist vom Teufel besessen, zurück, zurück! rief der Gefangenwärter den Soldaten zu, welche sich auf ihn stürzen wollten.

Sie bildeten ein Kreis um den Indier, um zu warten bis der Krampf vorüber gegangen; dann ward er in die Finsterniß mit andern Worten in den kleinen aber schauerlichen Raum des Gefängnisses heineingestoßen.

Zum zweiten Male hatte der Jüngling, welcher nie etwas davon oder andern Sachen dieser Art gewußt hatte, einen Anfall der fallenden Sucht gehabt; ein Leiden, welches ihn fast eben so berühmt machen sollte, wie seine späteren Thaten.

4.

Der Gouverneur.

Als der Wildfang mit dem Indier auf seinem Rücken, der vielleicht noch wilder war wie er selbst, durch das Thor des Schlosses stürzte, befand sich Donna Marie mit ihrer Cousine in demjenigen Theil der Wohnung des Gouverneurs, dessen Fenster auf den Hof der Citadelle hinausgingen.

Sie sah von hier aus den wilden Reiter, sah wie er in das Haus und in denjenigen Theil desselben hinein stürmte, wo sich der Gerichtssaal und wo sich die Richter, zu denen Rovierez gehörte, befand.

Sie wußte zwar nicht, wodurch dieser ungestüme Besuch veranlaßt wurde, aber sie wußte auch nichts von dem Prozesse, welcher den jungen Mann herführte und konnte somit eben so gut glauben, das Erscheinen des Indiers sei bereits eine Folge ihres Manövers.

Sie glaubte dies auch wirklich, die jungendliche Marquise und ihr Glaube fand eine Unterstützung durch die Aufregung, in welcher sich der Indianer augenscheinlich befand.

Der guten Donna hüpfte das Herz vor Freude.

Sie sprang, so wie der Reiter unter der Thür verschwunden, in das Nebenzimmer und rief in die Hände klatschend:

„Herrlich, herrlich! Cousine, liebe Cousine, habt Ihr ihn gesehen, Elvire!"

„Wen gesehen?"

„Nun ihn, den Schwarzen, den Braunen, meinen bronzirten Verehrer der Steppen, sagt, habt Ihr ihn gesehen, Cousine?"

„Ich habe Niemanden gesehen, tolles Kind!"

„So seht hinaus, seht schnell hinaus, dort steht sein Pferd — und wie? — merkt ihr nichts!

„Nun ja, ich sehe ein Pferd, das die Leute bewundern!"

„Haha — weiter sieht die Gute Nichts!"

„Was gäbe es denn noch weiter?"

„Nun, mein Gott, so seht doch, wie es zugerichtet ist!"

„Allerdings ja; doch sein Reiter wird es zum scharfen Gange angetrieben, wird Eile gehabt haben!"

„Ich sage Euch Cousine, die hat er gehabt und zwar wie der Böse wenn er einer armen Seele nachjagt! Hört ihr noch nichts?"

„Nichts von Bedeutung!"

„Ach — nun merkt auf, der Spectakel wird bald losgehen!"

„Welcher Spectakel, Cousine!"

„Pfui! Elvire, Ihr habt aber auch kein Fünkchen Combinationsgabe in Eurem Köpfchen; er ist ja dort hinaufgegangen, und daß mit einer wüthenden Geberde, wie sie nur ein Indier haben kann dessen Ahnen ihre Feinde zu verspeisen pflegten, nun Prosit Herr Marquis, jetzt wird es sich zeigen, ob Ihr verdient von Donna Maria geliebt zu werden; denn der Feind, mit dem ihr ringen werdet, ist nicht zu verachten!"

„Ich verstehe von alle dem kein Wort."

„Ah, die Cousine, nun so hört und versteht; dort steht ein Pferd; dies Pferd hat einen Reiter hergetragen; dieser Reiter war wüthend wie ein Tiger, wie ein Löwe, wenn ihr wollt; diese Wuth trieb den Mann dort — seht hin Cousinchen — dort hinauf und wird ihn in den Gerichtssaal treiben; in diesem Gerichtssaal aber ist der Marquis Rovierez, dem ich geboten diesen Mann zu tödten — begreift ihr nun, Cousinchen!"

„Gott im Himmel, — ja ich begreife!"

„Ha, ha, ha, Elvire, es ist zum Lachen, zum Todtlachen!"

Und die Marquise lachte.

Zugleich aber ward jener Lärm laut, welchen der Vorgang im Gerichtssaale hervorbrachte und derselbe Ruf, welcher den Saal erschütterte, drang auch in den Hof; er lautete:

„Die Wache, die Wache!"

Auf diesen Ruf rannten die Soldaten, welche das Pferd des Indianers bewundert hatten, zu ihren Gewehren und ein Theil eilte in das Schloß.

„Ach jetzt, jetzt!" rief Donna Maria und klatschte in die Hände, „kommt Cousine, wir werden Etwas sehen, kommt, kommt!"

Von ihr halb mit Gewalt fortgezogen, folgte die Cousine und Beide traten auf den Flur hinaus, welchen sie entlangeilten.

Sie durften nicht lange warten.

Selbst ungesehen, konnten sie alles sehen und sahen zuerst die

ängstlichen Gesichter einiger Furchtsamen, welche davon eilten; dann die Bajonette der Soldaten, endlich diese selbst und in ihrer Mitte den gefangenen Indianer.

„Ah, herrlich, herrlich!" flüsterte das Mädchen, „doch er wehrt sich nicht ein Mal, dieser Löwe der Wüste!"

Plötzlich jedoch wurden ihre Züge ernst und ihr Antlitz verlor die Farbe.

José in seinen Fesseln schritt aufrecht und stolz einher, und in diesem Stolze lag mehr Tapferkeit als in der wüthendsten Vertheidigung.

Das Mädchen begriff, wie der Stolz des Indiers es verhindert habe, sich gegen jene zu vertheidigen, hinter welche sich die muthmaßliche Feigheit des Marquis verschanzte, der allein sein Feind war.

„Ah, ah!" — rief Maria zum zweiten Mal, aber dies Mal ohne Freude, sondern aus Bewunderung; „welche Gestalt, welcher Adel in seinen Zügen, welcher Stolz in seinem Antlitze; ha, wenn er mich wirklich liebte?"

Dieser Gedanke gab den Ideen des heftigen und leidenschaftlich erregten Mädchens eine vollkommen veränderte Richtung.

„Wenn er mich wirklich liebte!" flüsterte sie nochmals und rief einen der Alzaguils, welche auf dem Gange entlang liefen, um ihn über die Vorgänge im Saale zu befragen.

„Er liebt mich!" murmelte die Donna, als sie Alles wußte.

„Cousine," rief sie, wieder mit derselben ins Zimmer angelangt, „Cousine, er liebt mich wirklich, Ah!"

„Aber, Cousine, ich begreife euch nicht!"

„Ich auch nicht," entgegnete das leidenschaftliche Mädchen, dessen Augen unheimlich leuchteten, und dessen Wangen jetzt wirklich bleich geworden waren. „Dieser Rovierez, dieser Feigling; was sagte ich ihm doch? — Ah, ich habe es!"

„Was denn, Cousine?"

„Ah, wißt Ihr, Elwire, daß dieser Marquis unwürdig meiner Liebe ist!"

„Ich wage darüber nicht zu urtheilen!"

„Ach, gut, gut, thut es nicht, ich werde es allein thun; dieser feige Marquis, er sei verdammt!"

Bisher war diese Aufwallung, wie alle Regungen des jungen Mädchens, kindisch, ein kindischer Unmuthzorn, wenn man will Eigensinn, und weiß Gott was noch sonst.

Denn, was bisher der Oberrichter, Marquis Don Rovierez gethan, war vollkommen natürlich und in Ordnung, und verdiente keiner Rüge; erst was er von nun ab that, war schändlich.

Wie schon bemerkt, war der Mann erst vor kurzer Zeit aus dem Mutterlande angekommen.

Spanien sandte aber oft Beamte in seine Colonieen, die weniger ihrer Stellung Rechenschaft trugen, als die andern Beamten überwachen und ausforschen sollten.

Die Sendlinge erregten also in der ersten Zeit ihres Auftretens stets Besorgnisse, flößten Furcht ein und erforderten besondere Aufmerksamkeit.

Der Gouverneur hatte den Marquis daher mit Achtung empfangen, bisher mit Auszeichnung behandelt, und obwohl derselbe von der Art, wie dies Land verwaltet sein wollte, so viel kannte, wie ein Quacksalber von der Wissenschaft der Medicin, sich doch in manchen Sachen seinen Rath erbeten.

Der Marquis hatte sich natürlich hierdurch geschmeichelt gefühlt, und dies wollte der Gouverneur; er lernte sich indessen bei dieser Gelegenheit auch schätzen, wenn nicht überschätzen, und das war übel.

Als er, der Marquis und Oberrichter nämlich, sich von seinem Schrecken, den ihm denn doch die Behandlung des Indiers verursacht, erholt hatte, was beiläufig bemerkt, ziemlich schnell geschah, war das Erste, was er that, daß er verkündete, der Gerichtstag sei aufgehoben, und daß er das Zimmer räumen ließ.

Die zweite Handlung, welche er vornahm, bestand darin, seine Frisur und seinen Anzug wieder in Ordnung zu bringen.

Die dritte endlich, sich zum Gouverneur zu begeben, um ihm von dem Vorfalle und dessen Einzelheiten sofort Meldung zu machen.

Wir haben bereits über diesen Goubernador von Süd-Venezuela die Aeußerung vernommen, daß er der Mann sei, welcher das Land mit eisernen Ruthen peitsche.

Welche Person denkt sich wohl der Leser bei dieser Bezeichnung? Wahrscheinlich einen Mann, der diesem Namen Ehre machte, was

seinen Körper betraf, einen Mann, mit einem Willen, so eisern, wie seine Ruthen, mit einem Worte, einen Mann, vollkommen an Körper und kräftig an Geist.

Seine Excellenz, der Gouvernador, war nichts weniger denn dies.

Doch folgen wir dem Marquis Rovierez in das Apartement desselben.

Warum Apartement?

Darum, lautet die Antwort, weil Spanien eben so viel Könige in den Kolonien hatte, wie es Vicekönige, General-Capitäne und Gouverneure daselbst gab; denn jeder derselben war ein König, wenn nicht nach dem Worte, so doch in der That.

Das sollte für Spanien den Verlust aller seiner Kolonien herbeiführen.

Denn wenn der Herrscher eines Landes, eines Volkes, der wahre König also, für dieses sorgt, und jenes beglückt, so thaten die spanischen Gouverneure grade das Gegentheil von diesem:

Sie verwüsteten das Land, und schlachteten das Volk.

Die Folgerungen aus diesen Thatsachen sind einfach; doch sie gehören hier nicht weiter her, sondern nur noch dies, daß jene Gouverneure auch wohl den Anspruch machen konnten, daß ihre besondere Zimmer Apartements genannt wurden, und Don Alvirez machte diesen Anspruch.

Als also der Marquis im Vorzimmer des Gouverneurs angelangt war, meldete ihn ein dort befindlicher Militair, eine Art Offizier-Ordonnanz oder Adjutant dem Letzteren.

Der Soldat kehrte zurück, und sagte, die Thür offen lassend:

„Excellenza schätzen sich glücklich, den Herrn Marquis zu empfangen!"

Rovierez schritt durch die Thür und befand sich in einem zweiten Zimmer.

Die Antichambre, oder wenn es nicht anders sein könnte, die Ordonnanzstube, war leer bis auf viele Sessel und einige Schreibpulte.

Dies Zimmer dagegen trug eine Pracht zur Schau, die jeden, der zum ersten Male in dasselbe trat, fesseln, und zur Bewunderung hinreißen mußte.

Das Mobiliar war sämmtlich europäisch, und in Europa angefertigt.

Der Fußboden war mit fast durchsichtigem Marmor getäfelt, eine Manier, welche dazu beitragen sollte, das Zimmer kühl zu erhalten.

Die Fenstervorhänge waren kostbar, wahre Meisterstücke, und mit Brüsseler Spitzen besetzt.

Eine vollständige Orangerie befand sich an den Wänden des Zimmers aufgestellt.

Eine förmliche Menagerie war über derselben angebracht.

An den vier Ecken des Salons befanden sich Marmorbecken, welche Wasser enthielten, das durch einen besondern Mechanismus bewegt wurde, und hierdurch stärker ausdünstend, die Trockenheit der Luft milderte.

Wohlgerüche der verschiedensten Art, hatten diese geschwängert, und schienen zu wetteifern, welches Arom die Nerven des Geruchs am angenehmsten reizen sollte.

Kurz, es war nichts vergessen, was dies Zimmer zu einem Aufenthalt machen mußte, an dem selbst das Unglück sich vergessen und glücklich gefühlt hätte.

Doch der Oberrichter sah dies Zimmer nicht zum ersten Male, und hatte überdem wichtigere Sachen zu verfolgen, als dasselbe zu betrachten; er schritt hindurch, ohne irgend Etwas zu beachten.

Ein weißer Lakay öffnete ihm die nächste Thür.

Es war die Bibliothek des Gouverneurs.

Zwei oder drei Sekretaire, welche in derselben beschäftigt, oder eigentlich nicht beschäftigt waren, erhoben sich bei dem Eintritt des Marquis, und einer derselben öffnete die folgende Thür.

Dies war das Heiligthum des Mannes, welcher rechtschaffen mitgewirkt hatte, und auch noch ferner mitwirkte, ein Volk zur Verzweiflung zu bringen.

Links und rechts neben sich zwei andere Sekretaire, saß der Gouverneur hier an einem Arbeitstische und arbeitete, oder schien zu arbeiten.

Als der Marquis eintrat, erhob er sich geräuschvoll und schritt ihm entgegen.

Was der Gouverneur nicht war, weiß der Leser bereits; aber noch nicht was er war, sagen wir es deshalb.

Er war zuerst ein Mann oder ein Männchen von genau fünf

Fuß Höhe, mit einem dicken Halse, rundem hervorstehenden Bauche und leidlich stämmigen Beinen.

Diese seine Figur gewann noch dadurch an Eigenthümlichkeit, daß sein Kopf oder vielmehr sein Gesicht vollständig demjenigen eines Boulongeserhündchens glich; da sein Haupt aber eine mächtige Lockenperrücke bedeckte, so schien es unsicher, ob dieser Kopf jenem Thiere oder das Modell dazu einem Löwen oder Affen angehört habe.

Ferner hatte er jene, die Figur nämlich, folgendermaßen herausstaffirt.

Sein Hals war mit einem dicken Shwal umwunden und erhielt dadurch das Ansehen als ob Exellenza am Husten oder Schnupfen laborirten und Watte umgelegt hätten.

Ein schwarzer Sammtrock, welcher, vorne offen, ein weißes Battisthemde sehen ließ, bekleidete den Oberkörper.

Beinkleider von gleichem Stoffe reichten bis zum Knie, während die Beine von hier ab in weißen Strümpfen steckten, die sich am Fuße unter Schuhen verkrochen, welche mindestens 2 Zoll hohe Absätze hatten und mit großen silbernen Schnallen verziert waren.

Beachte man, daß die mächtige Lockenperrücke gepudert, also weiß war, und der Gedanke liegt nahe, daß man Exellenza am besten mit einem deutschen Gelehrten von Anno 1770 oder 1780 vergleichen konnte.

Mit einem solchen hatte er auch noch in anderer Hinsicht Aehnlichkeit; denn was seinen Geist betraf — doch lassen wir ihn selbst reden.

Die Etiquette hatte dem Gouverneur nicht erlaubt, seinem Besuche entgegen zu gehen, so lange derselbe noch nicht das Zimmer betreten, dies änderte sich aber, sobald derselbe erschienen war und der Gouverneur erhob sich, wie schon bemerkt worden.

Der Marquis verbeugte sich tief und sagte:

„Ich habe die Ehre Exellenza, einen guten Morgen zu wünschen!"

„Desgleichen, desgleichen, mein würdiger Herr Oberrichter!" erwiderte der Gouverneur.

„Zugleich aber bitte ich unterthänigst um Verzeihung, fuhr jener fort, wenn ich stören sollte!"

„Keineswegs; keineswegs; im Gegentheil sehr angenehm!"

„Leider kann ich diese Auszeichnung nur durch die Meldung eines unangenehmen Vorfalles erwidern!"

„Ein Vorfall, ist ein Vorfall passirt; vielleicht ein politischer Vorfall, Herr Marquis!"

Der Letztere erröthete leicht.

„Es ist wohl nicht eigentlich ein politisches Ereigniß, indessen möchte es auch von diesem Standpunkte aus aufzufassen sein!

„Ach ja, der politische Standpunkt, ja, ja, der politische Standpunkt, ist die richtige Höhe der ächten Staatsmänner!"

Der Gouverneur nahm nach diesen Worten eine Prise aus der in seiner Hand befindlichen goldenen Dose und richtete sich empor, als habe er die ganze Weisheit Solamonis in einen einzigen Spruch zusammengefaßt.

Die Wangen des Marquis hatten wiederum eine höhere Färbung angenommen und er biß sich leicht auf die Zunge; dann fuhr er fort.

„Die Sache oder der Vorfall betrifft mich theilweise persönlich, Exellenza, nur daß durch meine Person auch zugleich die richterliche Würde verletzt und der gehörige Respekt für die Regierung außer Acht gelassen!"

„Ah sehr gut, 's ist immer so, stets so, wenn ein Vorfall sich ereignet!"

„Nämlich, setzte der Oberrichter seinen Bericht fort, ein junger Indianer oder Llanero, der muthmaßlich seinen Vater in einem Processe zu vertreten erschienen war, betrug sich achtungswidrig, und als ich ihm dies verwies, ließ er sich so vom Zorne hinreißen, die Alzaguils zu mißhandeln, die Barre niederzureißen und mich selbst zu Boden zu werfen!"

„Unmöglich, Herr Marquis, das kann in meinem — unserm Reiche nicht stattfinden!"

„Leider muß ich dabei stehen bleiben, Exellenca, daß es stattgefunden hat!"

„Unmöglich, unmöglich, sage ich!"

„Ich werde mich also auf das Zeugniß der Räthe berufen müssen!" sagte der Marquis sichtlich verletzt.

„O nein, ich bitte — nur weiter!"

„Exellenza habe ich noch hinzuzufügen, daß ich den Exedenten verhaften und ihm Ketten anlegen ließ!"

„Ah, sehr gut, sehr gut für einen Indier, das wird diese Wilden zu Raison bringen!"

„Daß ich denselben ferner in die unteren Räume geschickt habe, welche, wie man mir sagte, die schweren Verbrecher aufnimmt!"

„Gut, gut, mein lieber Herr Marquis!"

„Und endlich, daß ich die peinliche Anklage wegen Empörung gegen Se. Majestät Stellvertreter des Landes gegen ihn erheben lassen werde!"

„Ah gut, jedoch nur Empörung, Empörung allein!"

„Seinem Vergehen dürfte man keinen andern Namen geben können!"

„Hat er Niemand gemordet — nein, nicht Blut vergossen, dieser Wilde?"

„Nein, durchaus nicht, Exellenza — doch dies wäre ja auch überflüssig, denn jene Anschuldigung bewiesen, reicht hin, ihn an den Galgen zu bringen!"

„Das wohl, das wohl! aber hätte er das Leben einer der Diener Seiner spanischen Majestät in Gefahr gebracht, so wäre sein Verbrechen Hochverrath — bedenkt, Herr Marquis!"

„Ach ja!" entgegnete dieser, während ein unmerkliches Lächeln um seine Lippen spielte, „ich vergaß!"

„Sehen Sie, Verehrter, und dann — ach wenn wir ein hochverrätherisches Complott entdecken könnten, um es an den Hof nach Madrid zu berichten —?!"

Der Gouverneur begleitete diese Worte mit einem Seufzer.

„Ich bitte unterthänigst, Herr Gouvernador!" rief der Marquis schnell, „zur Entdeckung eines solchen könnte diese Angelegenheit allerdings führen!"

„Wie, Complott — Hochverrath?"

„Ja, denn ich habe gehört, daß der Vater dieses wüthenden Wilden ein Anführer der Steppenindianer war, welche vor vielleicht zwanzig Jahren die Ansiedelungen verwüsteten!"

„Wirklich?"

„Die Krone hat beschlossen, diese Räuber auszurotten und jedes Mittel hierzu —!"

Der Gouverneur hatte mit Heftigkeit eine Prise genommen und unterbrach den Marquis, indem er rief:

„Vortrefflich, vortrefflich! ich bewundere Euren Scharfsinn, Herr, und sollte ich einst einen Nachfolger vorschlagen dürfen —!"

„Ich bitte unterthänigst, Herr Gouverneur!" sagte der Marquis, indem sein Gesicht dunkelroth gefärbt wurde; „aber es ist nicht allein möglich, sondern sogar wahrscheinlich, daß der Vater des Menschen um diesen Angriff auf einen Beamten der Krone wußte, und daß, wie der Vater, auch der ganze Stamm darum wußte. Also habe ich die Ehre, im Intresse Seiner Majestät Exellenza zu bitten —!"

„Ach, ach! — im Intresse Seiner Majestät und Seiner Stellvertreter, Herr Marquis —!"

„Sehr wohl, Exellenza — also im Intresse Seiner Majestät und deren Stellvertreter die nöthigen Befehle zur Aufhebung des complottirenden Gesindels zu geben!"

„Ach ja, Herr Marquis, sofort — und ich werde in meinem Rapporte bemerken, daß der Herr Marquis —

„Exellenza sind sehr gnädig —!"

— ich bitte Euch — der Entdecker dieses Komplotts waren."

„Exellenza beschämen mich — jedoch, damit uns keine Zeit verloren geht —!"

„Ganz recht, ganz recht!" rief der Gouverneur, welcher rein Leben und Beweglichkeit geworden, „Sennor Battio — den Befehl — doch wie wollen der Herr Oberrichter —?"

„Ich dächte einen Verhaftsbefehl gegen den — ach ich habe den Namen des Verbrechers vergessen —"

„Später, später!" rief der Gouverneur, „er kann eingerückt werden!"

„Wenn Exellenza befehlen — also gegen den Verbrecher und dessen Mitschuldige."

„Ganz richtig, schreibt, Sennor Battio!"

„Außerdem —!" meinte der Marquis.

„Nun?" fragte der Gouverneur.

„Würde wohl das Militair —!"

„Oh bestimmt, bestimmt! — Sennor Battio, noch einen Befehl

an den Oberstlieutenant Centifuego — hundert Mann — Reiter — ich dächte, sie genügten —!"

„Exellenza haben zu befehlen —!"

Die beiden Männer, eigentlich wohl die beiden ersten in der Provinz zu nennen, traten, der eine durch die angenehme Aussicht erregt, seiner Regierung die Entdeckung eines Complotts berichten zu können, der andere, von Haß und Rache getrieben, zu beiden Seiten des Sekretairs und sahen über dessen Schultern, während derselbe emsig schrieb.

Aus ihrem Gespräche aber dürfte der Leser vielleicht schon entnehmen können, wie die Verwaltung des Staates oder vielmehr der Provinz bestellt war. In der Person des Gouverneurs stand die Unfähigkeit an der Spitze der Verwaltung desselben, und wie diese Spitze, waren auch sämmtliche Beamten beschaffen, welche ihm dienstbar waren.

Unfähigkeit und Böswilligkeit sind aber diejenigen Eigenschaften, welche Staaten verderben und Dynastien stürzen, welche den Untergang Roms und des Byzantinischen Kaiserthums verursachten, welche die Griechen zu Sklaven der Römer machten, und hier trat die Böswilligkeit zu der Unfähigkeit, sobald der Marquis die letztere benutzte, seine persönlichen Zwecke zu erreichen.

Denn was er verlangte, was er wollte und was der Gouverneur bewilligte, was ihn erfreute, das war nichts weiter als Verrath.

Als nämlich die Indianer den von dem Marquis berührten Einfall oder Krieg begannen und die Spanier ihrer nicht Herr werden konnten, unterhandelten sie mit den Indiern.

Diese Unterhandlungen führten zu einem Friedensschlusse, welcher folgende von der Regierung sanktionirte Artikel enthielt:

Die Spanier und die Indier sind Verbündete.

Beide Völker sind verpflichtet, die andere Nation in Ruhe zu lassen, halten dies die Spanier, so wollen die Indier sie und ihre Unterthanen, Angehörige u. s. w. am Leibe, Leben und Eigenthum durchaus nicht kränken.

Halten solches Versprechen die Indier, so verpflichten sich die Spanier, keinen Tribut von ihnen zu verlangen und sie ruhig im Besitze des von ihnen bewohnten Landes zu lassen.

Ferner verpflichten sich die Indianer, wenn ein Spanier unter ihnen ein Verbrechen begeht, denselben an die Spanier auszuliefern; desgleichen sollen die Spanier zu thun verpflichtet sein, wenn ein Indier in ihren Städten, Flecken oder Dörfern ein Verbrechen begeht, und beide Völker sollen die ausgelieferten Verbrecher nach ihren Gesetzen wegen der begangenen Verbrechen bestrafen.

Man sieht also, daß die Indier keineswegs als Unterworfene, sondern in der Eigenschaft eines unabhängigen Volkes mit den Herrn des Landes verhandelten.

Wußte der Marquis vielleicht nicht, was er verlangte?

Wußte der Gouverneur vielleicht nicht, was er bewilligte?

Sie wußten es Beide sehr gut; aber diejenigen, welche beeinträchtigt wurden, waren ja nur Indianer und was die Behandlung derselben anlangte, so haben die edlen freien Staaten Nordamerikas noch ganz andere Stücke darin aufgeführt.

Doch man glaube nicht etwa, daß es in der Absicht der Spanier und spanischen Ansiedler lag, sich durch jene übertreffen zu lassen.

Die nordamerikanischen Kolonisten nämlich brachten für die Indier die Völlerei und die gebrannten Wasser mit.

Die Spanier zeigten den Südamerikanischen Indiern alles mögliche Schlechte, aber — auch den Werth der Mäßigkeit und Nüchternheit.

Die gebrannten Wasser entnervten und entwürdigten die nordamerikanischen Indier.

Die Mäßigkeit stärkte und erhielt den Muth und den Werth der südamerikanischen Indier.

Die Nordamerikaner sandten ihre Händler und Hausirer und die Stämme der Urbewohner des Landes, welche sie demoralisirten.

Die Spanier sandten den Indiern die Jesuiten, welche sie bekehrten, cultivirten und bildeten. Die heiligen Väter haben sich unsterblichen Ruhm um Südamerika erworben, denn alles Gute, was sich dort vorfindet, stammt von ihnen.

Darum wurden die Stämme des Nordens decimirt, verdrängt, verachtet und die Kolonien banden sich in ihnen eine Zuchtruthe, welche sie in ihrem Unabhängigkeitskriege bitter fühlen sollten.

Darum blieben die Indier Südamerikas frei, geachtet und ge-

fürchtet, waren Bürger des Staates in welchem sie wohnten und durften sich den Besten an die Seite stellen. Dies sollte sich besonders zeigen, als die Kolonien das spanische Joch abschüttelten und abgeschüttelt hatten.

Doch wieder zu unserer Geschichte.

Der Befehl oder vielmehr das Blanquet zu demselben war geschrieben, gesiegelt und unterfertigt.

Ein zweiter für den Kommandanten der Festung ebenfalls.

Mit jenem ersten in der Hand eilte der Marquis, nachdem er sich empfohlen, davon, seine weitere Maaßregeln zu treffen.

Auf dem Corridor begegnete ihn Donna Maria.

Die Aufregung des Mädchens hatte sich keineswegs gelegt; sie wiederholte sich stets:

„Er liebt mich — ach, er liebt mich!"

Es war, als wolle sich die leidenschaftliche Spanierin selbst zur Verzweiflung treiben.

„Donna — verehrte Donna!" rief der Marquis, „Ihr Befehl wird befolgt werden!"

Marie fuhr auf und ihre Oberlippe verzog sich, wie wir es bereits gesehen, zum Zorne; sie schien eine heftige Aeußerung auf der Zunge zu haben.

Doch es war nicht der Zorn, dem sie freien Lauf ließ, sondern ihre Spottlust.

„Ach ja —!" höhnte sie, „der Herr Marquis bewährte sich wie ein Edelmann und edler Mann!"

„Donna —?" rief der Oberrichter stutzend.

„Nun ja doch!" fuhr jene fort, „Ihr thut, was ich verlangte; Ihr befolgt meinen Befehl buchstäblich, ich muß Euch loben; doch vergeßt nicht, was ich Euch gesagt, Herr Marquis!"

„Bei Gott! nein, und Ihr sollt glänzend gerächt werden; der Bursche hat unsere glückliche Stunde des gestrigen Abends gesehen und unser Gespräch gehört!"

„Das wußte ich!"

„Wie, Ihr wußtet —?"

„Das wußte ich, und wiederhole Euch nochmals, vergeßt nicht, was ich Euch gesagt!"

„Donna, Ihr seht —!"

„Ah, Ihr habt es schon vergessen; so muß ich es in Euer Gedächtniß zurückrufen!"

„Donna, dieser Wilde —!"

„Ach ja, dieser Wilde —! nun hört, ich sagte: wen ich geliebt, ohne daß er es verdiente, müsse sterben!"

„Oh, er soll, er soll — doch ich eile, empfangt noch meine Huldigung, ich eile —!"

„Halt, noch ein Wort, Herr Marquis — das Pferd des Llanero, wo bleibt das Pferd des Indiers?"

„Es wird — ja wohl, es wird confiscirt werden!"

„Ich will es haben, es muß mein sein!"

„Es soll — Der Donna Maria, der Tochter des Gouverneurs steht das ganze Land zu Befehl!"

„So laßt es sofort in den Stall meines Vaters führen."

„Wohl, Donna; ich empfehle mich unterthänigst!"

Donna Maria machte nur eine Bewegung mit der Hand, als der Marquis davon eilte, und blieb dann unwillkürlich wie angewurzelt stehen.

Der Oberrichter rannte den Korridor entlang, und gab einem Alzaguil dort den Befehl, betreffs des Pferdes; trat dann in das bereits von Allen geräumte Gerichtszimmer und ergriff eins der auf dem Tische liegenden Aktenstücke.

Nachdem er einen Blick auf dasselbe geworfen, ergriff er eine Feder, und schrieb vier Buchstaben in den für den Namen des zu Verhaftenden gelassenen Raum.

Als dies geschehen, strich er sich mehrmals mit der Hand über das Gesicht, wie Jemand, der eine heftige, innere Aufregung zu unterdrücken sucht, und murmelte die Worte:

„Donna Maria — Gouverneur —!"

Dann eilte er hinaus.

Eine Stunde später ritt er an der Spitze eines Trupps Lanziers die von einem Officiere geführt wurden, aus dem Fort und durch die Stadt, deren Straßen von dem Gemisch seiner Bewohner gefüllt wurde, welche durch das Gerücht von dem Vorfalle herausgelockt waren.

Der Oberrichter und die ihn begleitenden Soldaten schlugen die Richtung nach Süden ein.

5.

Die Wirkung des Fluches.

Auf der Hacienda des alten Antonio hatte man natürlich keine Ahnung von dem Vorgefallenen.

Der Vater José's wußte wohl, daß eine wilde Leidenschaft im Herzen des Sohnes tobte, aber da er die frühere Richtung derselben kannte, während ihm die jetzige unbekannt geblieben, so war er beruhigt, sobald der Jüngling das wilde Roß gebändigt, und auf demselben davon flog.

Die Mutter wußte wohl, daß die Leidenschaft ihres einzigen Kindes ihn, dem das Naturell des Mannes im vollkommensten Maaße zu Theil geworden war, leicht zu ungewöhnlichem Treiben anregte, aber sie wußte auch, daß er bisher nie Etwas gethan, ohne entweder vorher oder gleich nachher die Eltern davon in Kenntniß zu setzen.

Sie hatte ferner das Versprechen des Sohnes betreffs derjenigen Leidenschaft, welche am heftigsten in seiner Brust tobte, und fürchtete auch diese nicht weiter.

Als daher der Jüngling Herr des eingefangenen Rosses geworden, und auch dieserhalb keine weitere Gefahr zu befürchten war, beruhigte sich das Mutterherz, welches sonst sogar dort Fährlichkeiten sucht und sieht, wo es keine giebt.

Was aber die andern Bewohner der Hacienda betraf, so war für sie nur der Akt der Bändigung des Wildfangs von Wichtigkeit, und als dieser zu Gunsten des kühnen Reiters endigte, schwanden ihre Besorgnisse und machten der Bewunderung Platz.

Solchergestalt ging Jeder ruhig und wie gewöhnlich an die Arbeit.

Antonio übersah seine Heerden und merkte sich die Thiere, welche geschlachtet werden sollten, und die Pferde, welche er auf den nächsten Markt führen wollte.

Dies war ein tägliches Geschäft, und erforderte meistens Abänderungen in der am vorhergehenden Tage bestimmten Regel, weil sich

die Ansichten des alten Indiers täglich änderten, je nach dem es die Veränderung der Thiere und die Umstände, welche diese erforderten, bedingten.

Er theilte deshalb die Heerden von Neuem ein, und bestimmte die Plätze, wohin das Weide-Vieh geführt werden sollte.

Die Mutter dagegen begab sich in die Hütte, und begann hier, unterstützt von zwei oder drei Mädchen, aufzuräumen.

Die andern Weiber aber melkten die Kühe und bereiteten Butter.

Die Männer endlich sattelten ihre Pferde, um die Heerde in die Steppen zu treiben, was geschah, sobald Antonio seine Bestimmungen getroffen, und jene mit dem Melken der Kühe fertig geworden.

Als sie fort waren, bestieg auch Antonio ein Roß, nahm seinen Lasso, hing seine Büchse um, und ritt in die Steppe hinaus; die Weiber blieben allein in der Hacienda.

Der alte Indianer, welcher noch zu jenen gehörte, die lange Zeit hindurch von den Gebirgen aus den Spaniern den Besitz des Landes streitig gemacht, zog ernsthaft und mit gerunzelter Stirn, von zwei mächtigen Hunden begleitet, aus, um seine Hirten zu kontrolliren.

Er ritt von einer Heerde zur andern, und sah, daß seine Befehle vollzogen, sah, daß das Vieh gut beaufsichtigt wurde, und fand die Weiden vortrefflich; doch seine Stirn blieb gefurcht, und sein Auge war finster; er sprach mit Niemand.

Aber Niemand erkannte hierin etwas Besonderes, weil Antonio, außerhalb der Hacienda, sich stets so zeigte.

Denn im Freien erwachte in der Brust des nunmehrigen Christen, und zwar eines frommen Christen, der, seit er die Taufe empfing, kein Menschenblut vergoß, oder einen Nebenmenschen kränkte, der alte Indier erinnerte sich der Indianer seiner Jugend, und diese Jugend war schön.

Denn Antonio war fürstlichem Geschlechte entsprossen, und seine Vorfahren waren die Herrscher des Stammes gewesen, und dieser Stamm hatte in seiner Jugend ihm als dem Nachkommen eines berühmten Geschlechtes gehuldigt.

Diese Herrlichkeiten aber hörten auf, seit, wie die Spanier sagten, die Indianer unterworfen, seit, wie der Vertrag zwischen beiden sich ausdrückte, diese Völker Verbündete geworden, und seit, wie Antonio

geantwortet haben würde, wenn man ihn gefragt hätte, er selbst ein Christ geworden.

Denn als er die Taufe empfing, empfingen dieselbe auch die drei- oder vierhundert Häupter seines Volkes, und der Stamm zerstreute sich in den Ebenen; er löste sich auf.

Antonio war ein frommer Christ, und es ist merkwürdig, welche Wurzeln die Lehre des Christenthums in diesen feurigen Gemüthern der Steppe faßte, aber er blieb nichtsdestoweniger ein Indianer.

Ja er blieb dies um so mehr, als es sich sehr gut mit den christlichen Lehren vertrug, und ihm dieselben Männer, deren Mund und Hand ihn weihete, nämlich die Jesuiten Padres, sagten, daß er es bleiben solle.

Denn wie die Indianer, waren der Regierung auch die Jesuiten verhaßt, weil sie ihren Beamten auf die Finger sahen, und so fromm sie auch waren, auf die Finger klopften, wenn andere Mittel unwirksam blieben.

Den Jesuiten ist viel Böses zur Last gelegt.

Stellen wir uns aber ein Mal auf den Standpunkt der Unpartheilichkeit, um die Sache aus diesem Gesichtspunkte zu betrachten.

Es kann nicht fehlen, daß dem Beurtheiler, da zuerst der Gedanke in den Sinn kommt, wie das Gerücht Alles und Jedes übertreibt, wie der Partheihaß Alles und Jedes am Gegner schwächt, und wie er da, wo er Ursache hat zu zürnen, Alles verdoppelt.

Rechnen wir also die Hälfte desjenigen, was den Jesuiten zum Vorwurfe dienen soll, ab, so bleibt natürlich nur die Hälfte bestehen, und wir glauben sogar, die minder schlimme Hälfte.

Suchen wir hiernach aber ein Land auf, wo die frommen Väter ihre besseren Eigenschaften und glänzenderen Seiten entwickelten, so führt uns dies Suchen nach Südamerika.

Südamerika aber ist dasjenige, was es ist, und dies ist mit Rücksicht auf die frühere Oberherrschaft Spaniens sehr, sehr, ja ungeheuer viel durch die Jesuiten geworden; denn unter der alleinigen Herrschaft Spaniens oder seiner Beamten wäre es — doch halt, das kann Niemand wissen, sondern nur vermuthen, — also vermuthlich eine Wüste geworden.

Die Welt hat dies Alles in ihrem Urtheile über die Jesuiten

nicht mit aufgenommen, und wir könnten mancherlei anführen, um dies Urtheil, wenn nicht als ein falsches, doch als ein irrthümliches hinzustellen.

Doch wir unterlassen es, nicht aus Besorgniß, für jesuitenfreundlich gehalten zu werden, oder weil wir das Urtheil der Welt fürchten, sondern einfach, weil es hier nicht zur Sache gehört, und der Philosoph dem Erzähler weichen muß.

Die Jesuiten also hatten dem Indier gesagt, daß er ein solcher bleiben solle, das heißt mit andern Worten, daß er ein Amerikaner sei, und ein solcher bleiben solle, wie jeder, der in Amerika geboren, und das Bürgerrecht erworben, um nicht ein Sclave des Spaniers zu werden, wie der Neger.

Und hieran dachte Antonio nun stets, wenn er allein durch die Steppe zog.

Denn für die seit Jahrhunderten in Südamerika Geborenen hatte mit Ausnahme des Negers, nachgrade die Farbe das Recht verloren, einen Unterschied zu bestimmen.

Man rechnete in Betreff der andern nur nach Spaniern, das heißt Unterdrückern, und Eingebornen oder Unterdrückten, welche den Racenunterschied vergaßen, sobald es galt, den Spanier zu hassen.

Und dies waren Umstände, welche der alte Antonio überlegte, wenn er allein war.

Besonders heute drängte sich ihm dieser Gedanke beständig von Neuem wieder auf, und auch noch ein anderer, welcher eng mit jenem zusammenhing, und dies war derjenige, an seinen Sohn.

Deshalb ließ auch der alte Indier, als er die Letzte seiner Heerden und ihren Weideplatz in Augenschein genommen, von seinem Pferde die Richtung nach Norden einschlagen, und bald befand er sich auf der Straße von Nueva Barcelona; er ritt seinem Sohne entgegen.

Geschah dies nun aus Besorgniß, das Geld, wegen dessen er einen Proceß angestrengt hatte, zu verlieren.

Geschah es aus Besorgniß um den Sohn, den er in seiner gegenwärtigen Stimmung, die zwar als die zweite Natur des heißblütigen Volkes zu betrachten ist, doch nicht ganz zurechnungsfähig halten mochte.

Geschah es endlich, weil ein gewisses Ahnungsvermögen, welches unbestreitbar in der Brust eines jeden Menschen wohnt, ihn Dinge vorhersehen ließ, die er weniger fürchtete, als scheute.

Wer vermag es zu sagen! denn das Geschick, welches über uns sündige Menschenkinder waltet, lenkt seine Opfer bald diese bald jene Wege, flößt ihnen bald diese und jene Triebe ein, und facht sie zur verzehrenden Flamme an.

Bei dem Indier war es die Sorge um den Sohn, die ihn seinem Verderben entgegenführen sollte.

Antonio war noch nicht zwei Meilen geritten, als er einen Reitertrupp erblickte, den sein geübtes Auge sofort für eine Abtheilung Soldaten erkannte.

Berechnen wir einmal die Zeit.

Gegen neun war Antonio von der Hacienda abgeritten.

Um Elf war er in dem Gerichtssaale zu Nueva Barcelona.

Um Zwölf trat der Oberrichter Rovierez bei dem Gouverneur ein.

Um Ein Uhr verließ derselbe an der Spitze der Lanciers Nueva Barcelona.

Um drei Uhr endlich erblickte Antonio diesen Trupp.

Von Nueva Barzelona aber bis zu dem Orte, wo der Indier diese Reiter erblickte, waren sechs Meilen, welche also die Soldaten in zwei Stunden zurückgelegt hatten.

Daß sich eine solche Strecke nicht in dieser Zeit im Schritt durchmessen läßt, ist natürlich und die Soldaten hatten sich auch keineswegs in dieser Gangart fortbewegt.

Vielmehr hatten sie trotz der Hitze ihre Pferde angetrieben, wie sie von dem Oberrichter angetrieben wurden, nur mit dem Unterschiede, daß jenes mit den Sporen und dies durch Worte geschah.

Als Antonio den Trupp erblickte, sah er daher, daß sich derselbe außerordentlich schnell fortbewegte; er stutzte.

Indessen der Indier hatte ein so reines Gewissen, wie es nur Jemand der sich so wenig einer bösen That wie einer bösen Absicht bewußt ist, haben konnte, und nach einigem Zögern ritt er weiter.

Da aber die Erscheinung der Truppen durchaus eine Bedeutung haben mußte, so pochte ihm doch das Herz schneller, denn, wer konnte wissen?

Da fiel ihm plötzlich José, so wie dessen frühere Absicht ein, und der Indianer hielt zum zweiten Male an.

„Ha!" murmelte er „sollte er dennoch!"

Sein nächster Gedanke war zu fliehen.

Doch er verwarf denselben sofort wieder.

Drohete seinem José eine Gefahr, oder war er bereits gefangen, so wollte er versuchen jene abzuwenden oder ihn zu befreien; sollte aber Beides nicht gelingen, wenn es sein mußte, mit ihm sterben.

Er blieb deshalb wo er war.

Mittlerweile brauste auch die Cavalkade immer näher heran und erreichte endlich den Indianer.

Dieser ließ sein Pferd ein wenig zur Seite treten und lüftete den Hut zum Gruße, als die Reiter vorbei sprengten.

Der Richter erwiderte den Gruß nicht, der Offizier und einige Soldaten dankten dem Indianer, welcher in der Stadt ziemlich bekannt war.

Jedoch der Oberrichter kannte ihn nicht, und so blind war die Wuth desselben, daß er den Soldaten noch gar nicht den Zweck oder den Gegenstand der Expedition bekannt gemacht hatte.

Antonio schüttelte den Kopf, als die Reiter fortsprengten, warf noch einen Blick nach Norden, als wolle er Abschied von seinem Sohne nehmen, wendete sein Pferd und folgte Jenen.

Der alte Mann folgte erst langsam, dann aber rascher, um die Reiter im Auge zu behalten, was seine einzige Absicht zunächst war; denn da der Weg an seine Hacienda vorbei in alle Ewigkeit hinein führte und man von ihm nichts wollte, konnte man auch wohl von seiner Hütte nichts wollen.

Dies war seine erste Meinung.

Doch dieselbe mußte sich wohl ändern; denn plötzlich gab er seinem Pferde die Sporen und sprengte im wildesten Galopp davon, weil er sah, wie die Reiter seine Hacienda umschwärmten, ähnlich einem Bienenschwarm, der den Korb verloren und einen andern gefunden.

Das hatte Etwas zu bedeuten.

Sein schnelles Pferd trug ihn bald soweit, daß er erkennen konnte, was vorging und dies ließ ihn ein wildes Geschrei ausstoßen.

Er jagte weiter.

Doch sein Roß sprengte nicht mehr auf die Hacienda los, sondern seitwärts in die Steppe hinein; bald war er den Augen entschwunden, aber ein sonderbarer lang gedehnter Ton durchdrang die Luft, dem erst einzeln dann vermehrt ähnliche Töne antworteten.

Es war, als höre man einige Meilen vom Meere entfernt dieses Branden.

Die Soldaten waren indessen wirklich in die Hacienda gedrungen, wo sie neugierig, von den nichts Böses ahnenden Weibern und Kindern, angestarrt wurden.

Zwanzig Jahre des Friedens mit den Nachbarn, der Ruhe und der Eintracht können auch einen Stamm von Wilden vergessen lassen, was Feindschaft und Krieg heißt.

Antonio's Frau dachte daher nicht im Entferntesten an Feindseligkeiten, und ging den beiden Männern, welche abgesessen waren und auf die Hütte zukamen, entgegen.

Es waren dies der Marquis und der Offizier.

„Wo ist der Besitzer der Hacienda!" fragte der erstere.

„Er ist in die Steppe geritten!" hieß es.

Einige unterdessen ebenfalls abgesessene Reiter durchsuchten die Hütte, und da sie Niemand fanden, befahl der Marquis:

„Bindet die Weiber!"

Es geschah, obwohl zögernd, weil die Soldaten eben Soldaten und keine Häscher waren; es geschah indessen, jedoch nicht ohne daß die Weiber schrieen.

Dies war es, was Antonio gesehen und gehört und was ihn veranlaßt hatte, davon zu sprengen; den einzelnen Reiter schien Niemand beachtet oder der Beachtung werth gehalten zu haben.

Aber den Fang, den der Oberrichter gemacht, entsprach so wenig seinen Erwartungen, wie seinen Wünschen.

Das Papier, auf welchem der Verhaftbefehl geschrieben war, in der Hand, blickte er wüthend umher und fragte endlich den Offizier:

„Wie machen wir es, daß wir die Männer in unsere Gewalt bekommen?"

„Suchen und greifen wir sie!" antwortete dieser.

„Vorwärts also!" rief der Marquis.

Die Lanciers stiegen wieder zu Pferde und sammelten sich; jene dumpfen Töne drangen noch immer durch die Luft.

Ihre Bedeutung sollte klar werden.

Ganz wie die Töne laut wurden, tauchten am Horizonte ringsherum Reiter auf und jagten wie der Wind, nach einer gewissen Stelle.

Die Soldaten sahen diese Reiter, und der Offizier sagte zu dem Beamten.

„Ihr seht, Herr Marquis, wir dürfen unsere Leute nicht suchen sondern nur fangen!"

„So fangen wir sie!"

„Wir werden sehen!"

Er ließ seine Reiter aufmarschieren; nach einigen Minuten sahen die Soldaten ungefähr zwanzig Llaneros vor sich.

Einer derselben winkte mit einem Tuche.

„Man will unterhandeln", sagte der Officier, welcher, nachdem er gesehen, worauf seine Sendung abgesehen war, mit derselben wohl eben nicht sehr zufrieden sein mochte und gern Blutvergießen vermieden hätte.

„So unterhandle man!" entgegnete der Richter.

Der Offizier winkte seiner Seits ebenfalls mit einem Tuche und ritt allein vor; jener Reiter that es auch.

Dieser letztere aber war Antonio, und zwar der Indianer Antonio der Amerikaner, seinem Unterdrücker, dem Europäer, dem Spanier gegenüber.

„Sennor!" rief er mit rollenden Augen, „was soll das bedeuten, was ich gesehen; was wollt Ihr in der Steppe, erklärt es mir, hört Ihr, Sennor, gebt mir eine Erklärung!"

„Sennor Llanero!" entgegnete der Offizier, „die vermag ich Euch nicht zu geben, sondern nur jener Don dort, was mich anbetrifft, so ist mir der Befehl vom Gouverneur geworden, genau den Anweisungen desselben zu folgen!"

„So führt mich zu jenem Don!" schrie der Indier.

„Folgt mir!" erwiderte der Offizier.

Ohne zu bedenken, daß er sich von keiner gehörigen Anzahl unterstützt den Feinden oder doch ihrer Diskretion überliefere, ritt der

Indier mit dem Offizier bis dicht vor die Front der Lanciers, wobei er seinen Zorn an dem eigenen Pferde ausließ, welches er auf das rüdeste behandelte.

„Was thut ihr in der Steppe, Don!“ rief er dem Beamten entgegen.

„Wer seid Ihr?“ fragte der Marquis stolz.

„Wer ich bin, zum Teufel das solltet ihr doch wohl erkennen; ich bin der Besitzer jener Hacienda, die ihr wie Banditen überfallen habt!“

„Ach das ist unser Mann!“ sagte der Marquis zum Offizier und hob sein Blatt.

„Ich Euer Mann — Don oder nicht Don, Hölle und Teufel, macht mich nicht rasend — was wollt Ihr von mir?“

„Schweigt und hört.“

Der Marquis las.

„Im Namen Sr. Majestät des Königs von Spanien!“

Gegeben von uns, seinem Stellvertreter und Gouverneur der Provinz Süd-Venezuela zu Nueva Barzelona den 21. September 1798!

Befehl für den Oberrichter der Provinz.

Derselbe hat sich sofort in die Steppe zu begeben und den Llanero Antonio Mattheo Paez, sowie seine ganze Familie und sein ganzes Gesinde nebst allen andern Personen, so bei ihm gefunden werden, wegen hochverrätherischen Complotts gegen die Regierung, Angriff auf die Behörden und Verhöhnung der Beamten derselben, mit Hülfe und Anwendung des Militairs, wenn es nöthig werden sollte, zu verhaften,

gezeichnet der Gouverneur Präsident ꝛc.

Marquis José Stephano Alvierez.

Der Marquis schwieg, und der Llanero Paez lachte laut auf.

„Potz Unsinn und kein Ende!“ rief er.

„Man verhafte ihn!“ sagte der Beamte.

Der Offizier, sowie seine Reiter, rührten sich nicht.

„Sennor, man verhafte den Verbrecher!“ wiederholte der Marquis.

„Dieser Mann ist in der Eigenschaft eines Parlamentairs hier!“ antwortete der Offizier.

„Ich befehle Euch, diesen Mann zu verhaften!“

„Ich habe kein Recht dazu!“

„Wie, kein Recht dazu, wagt Ihr, meine Befehle zu prüfen und zu deuten?“

„Keineswegs, Herr Marquis, Ihr mögt verantworten, was Ihr befehlt, ich aber habe meine Handlungen zu verantworten!“

„Und diese Weigerung sollt Ihr bereuen!“

„Nie, die Person dieses Mannes ist in diesem Augenblicke heilig!“

„Er ist ein Verbrecher!“

„Er ist für mich ein Unterhändler, der mit mir unterhandeln wollte, und der, so lange ihn diese Eigenschaft hier läßt, unter meinem Schutze steht. Dies nennt man Völkerrecht, Herr Marquis!“

„Ach, zum Teufel —!“

„Ja, Don Alvierez, und gegen das Völkerrecht ist es auch, wozu Ihr Exellenza verleitet habt, es ist wider den Vertrag, welcher mit diesem Volke abgeschlossen ist, so wie die Beschuldigungen, welche Ihr aufgeführt, lächerlich sind!“

„Ach, Ihr rebellirt —!“

„Ha, haltet Eure Zunge im Zaum, Herr, Ihr könnt mir Anweisungen geben, aber ich stehe nicht unter Euren Befehlen und weiß, wie weit ich gehen kann!“

Mit gespannter Aufmerksamkeit war der Indier dieser Verhandlung gefolgt, aber man sah es ihm an, welche Gewalt er sich anthat, dabei zu schweigen.

Jetzt brach er los.

„Bravo, Sennor Offizier!“ rief er, „bravo, Ihr seid ein Ehrenmann, aber Du, Schuft —!“

Bei diesen Worten gab der Indier seinem Pferde die Sporen, ließ es auf den Marquis zuspringen und schlug mit der Faust nach ihm.

„Haltet ein, Sennor Paez, um Gotteswillen, haltet ein!“ rief der Offfzier und zog seinen Säbel; der Marquis flüchtete sich zwischen die Ulanen.

Aber die Leidenschaft des Indiers kennt keine Grenzen und keinen Damm; er schlug den vorgestreckten Säbel des Offiziers zur Seite und folgte dem Marquis.

„Greift ihn an!“ befahl der Offizier.

Die Reiter thaten, wie ihr Führer ihnen geboten, zugleich aber war dieser Befehl auch ein Signal zum Angriff für die Indianer, welche wüthend heransprengten.

Ein kurzer aber heftiger Kampf entspann sich; jedoch das Ende konnte nicht zweifelhaft sein.

Die Llaneros, auf ein Gefecht nicht vorbereitet, hatten kaum eine Waffe bei sich und die war wenigstens gegen die langen Lanzen der sie umringenden Reiter nicht in Anwendung zu bringen.

Sie waren, wie schon bemerkt, zwanzig Köpfe stark; von diesen waren acht erstochen, vier entflohen und acht, worunter Antonio Mattheo Paez, wurden überwältigt und gefangen.

Man fesselte sie.

Mit diesen Gefangenen und zwei Weibern, nämlich der Mutter des José und einem Mädchen, welches dieselbe nicht verlassen wollte, kehrten die Truppen zurück nach Nueva Barcelona.

Von ihnen war ein Mann getödtet und Einige leicht verwundet.

Um Mitternacht langten sie wieder in dem Fort an und lieferten ihre Gefangenen in dem Kerker ab.

Eine halbe Stunde später ward auf Befehl des Truppenkommandanten der Festung der Offizier, welcher die Expedition geführt hatte, ebenfalls verhaftet.

6.

Der Gefangene.

Es ist wohl ziemlich allgemein bekannt, daß die fürchterliche Krankheit, welche das gemeine Volk in der ganzen Welt eine Besessenheit vom Bösen nennt, die mit einem etwas schicklicheren Ausdrucke „fallende Sucht“ oder auch „Krämpfe“ genannt wird und deren eigentlicher Name Epilepsie heißt, nachdem ihre Zufälle vorübergegangen sind, die damit behafteten Personen in einen Zustand großer Schwäche versetzt.

Wodurch diese Krankheit entsteht —? die Aerzte wissen es nicht,

wie sie so Manches nicht wissen, was sie gerne wissen möchten; jedoch behauptet man, daß sie stärkere Personen mehr angreift, als schwächere.

Nun gut. José war jedenfalls durch den letzten Anfall der Epilepsie sehr geschwächt und zwar so sehr, daß er in dem finsteren Raume seines Gefängnisses sofort wieder auf den kalten feuchten Fußboden derselben hinsank.

Aber bei einem Menschen, wie es José war, konnte dieser Zustand nicht lange dauern; er sprang wieder vom Boden auf und seine Ketten klirrten.

Das waren Töne, die ihm nicht allein seine Kräfte wiedergaben, sondern alle Lebensgeister in ihm wach rüttelten.

Er ward wüthend und begann in dem dunklen Raum zu toben.

José glich einem jungen Löwen, der eben erst eingefangen, in den Zwinger gesteckt und die Stäbe desselben zu durchbrechen versucht; er richtete seine Anstrengungen gegen die Ketten, gegen die Wände und gegen die Thür.

Er rüttelte an der Letzteren, daß das Fundament der Citadelle erschüttert wurde, und es schien, als werde er, wie weiland Simson, das Fort über sich und seine Feinde einreißen, um Alles zugleich zu verderben.

Doch das Fort war fester wie jenes Gebäude es wohl gewesen sein mag, und blieb stehen; durch die Vergeblichkeit seiner Anstrengungen bis zur wirklichen Raserei gebracht, brüllte José wie ein geschlagener und schlecht getroffener Stier.

Sein Toben veranlaßte endlich, daß sich eine in der Thür angebrachte Klappe öffnete und ein Gesicht vor der Oeffnung erschien.

„Ruhe! was wollt Ihr?“ rief der Schließer.

José stand einen Augenblick wie Jemand, der momentan bewußtlos gewesen, und sich zu sammeln bemüht ist.

„Wasser!“ rief er dann.

Der Mann warf einen Blick auf den Wüthenden und trat zurück.

Man wird sich erinnern, daß José in zwei Mal vierundzwanzig Stunden zweiunddreißig Meilen geritten und zwei Mal von der Epilepsie befallen war.

Man wird sich auch erinnern, daß dies Alles in der heißen,

aufreibendsten Leidenschaft, und in Südamerika, in der Nähe des Aequators geschah.

Weiß der Leser, was Durst heißt?

Wenn er je solchen empfunden, und so empfunden, daß er gerufen, mein Hab' und Gut um einen Tropfen Wasser, mein Leben für einen Trunk, dann weiß er es; wenn dies nicht der Fall gewesen, nutzen alle Beschreibungen nicht, ihm die Höllenqualen des Durstes zu schildern und begreiflich zu machen.

José konnte wohl solchen Durst haben — und er hatte ihn.

Der Schließer erschien mit einer Schaale Wasser vor der Oeffnung und José stürzte auf dieselbe zu, wie es ihm seine Wuth, seine Leidenschaft und sein Durst gebot.

Man weiß vielleicht, daß es Kinder giebt, die mit einigem Vergnügen, mit einer Art krankhafter Wollust einen jungen Vogel oder ein anderes Thier stundenlang peinigen und quälen.

Diese Kinder verrathen eine Anlage zur Grausamkeit, die nur ausgebildet werden oder stets neue Nahrung haben darf, um jedes Gefühl aus ihrer Brust völlig zu verbannen und ihr Herz zu verhärten.

Oh, die Gewohnheit an den Anblick des Leidens thut viel, das Mitgefühl eines Menschen zu ersticken.

Wer hat aber wohl mehr Gelegenheit, sich an den Anblick menschlicher Leiden zu gewöhnen, als die Hüter von Gefangenen, die Schließer der Kerker, die Kerkermeister.

Es müßte ein Engel, ein Halbgott sein, der nicht mit der Zeit gegen wirkliches oder erheucheltes Elend gleichgültig werden sollte.

Als José die Schaale fast erreicht hatte, als seine trockene Zunge bereits über die verbrannten Lippen fuhr, um den Labetrank zu schlürfen, riß der Schließer die Schaale zurück und rief:

„Ah, Bursche, Du mußt erst kirre gemacht werden!"

José stieß einen Schrei aus, die Oeffnung schloß sich.

Der Indianer begann von neuem zu toben und zu brüllen; er rüttelte noch ärger an der Thüre seines Zwingers, denn zuvor, er brüllte noch fürchterlicher, denn erst; doch es erschien Niemand.

José warf sich endlich auf den Boden und kühlte seine brennende

Lippen und seine verbrannte Zunge an den feuchten Steinen des Pflasters.

Dann blieb er einige Zeit keuchend auf demselben liegen.

Aber der Mensch ist ein vollkommenes Thier, wenn die Leidenschaften ihn bewegen.

José hatte es versucht, seinen Zwinger zu sprengen, wie ein eingesperrtes Raubthier.

Jetzt begann er in demselben umherzulaufen, wie ein solches, wenn es seinen Versuch umsonst gemacht.

Ueber eine Stunde setzte er diesen wüthenden Lauf fort, rüttelte mit den Ketten und schrie auf, stieß sich an dieser Wand und fuhr zurück um gegen die andere zu fallen, bis er wieder umsank.

So wechselte lange Zeit hindurch Wuth und Erschöpfung, bis endlich die Letztere den Sieg davon trug, als das Geräusch, welches der Gefangene bisher vernommen, verstummte.

Er war endlich wieder so weit, einen Gedanken fassen zu können und schloß, daß es Abend sein müsse.

Durch die Anstrengungen war seine Kraft erschöpft, durch die Leiden des Gemüths sein moralischer Muth gesunken, durch die anhaltende Wuth seine Seele erschüttert; ein anderes Gefühl begann dieselbe zu beherrschen.

Das Geräusch des Lebens war allerdings verstummt, aber einzelne Töne drangen bis zu dem Kerker des Gefangenen herab, und dieser erbebte bei jedem derselben.

Doch hatten ihn erst diese Laute zittern gemacht, so begann er endlich sich zu ängstigen, wenn sie ausblieben, weil das anhaltende Schweigen in dieser Grabesnacht noch fürchterlicher war, als jene Töne, welche so schauerlich und dumpf klangen.

Endlich ward die Stille durch stärkeres Geräusch unterbrochen.

Dasselbe schien sich zu nähern; José hörte Tritte und vernahm Stimmen, er sprang auf und suchte die Thür.

Eine bedeutende Anzahl von Menschen schienen auf dem Flure hin und her zu rennen, er hörte Thüren öffnen und schließen, er unterschied jene Stimmen, welche zum Theil klagten und jammerten, während andere rauh und hart sich in das Gewinsel zu mischen schienen, doch er konnte nichts verstehen.

Eine Art von Lachen beschloß das Ganze, dann entfernten sich die Tritte wieder und es ward stille, wie zuvor.

José blieb wie angewurzelt stehen.

Was hatte dies Geräusch zu bedeuten?

Der Jüngling hatte viel von den Gefängnissen der Städte, von den Hinrichtungen in denselben gehört, doch noch nie etwas dieser Art gesehen.

Waren jetzt vielleicht Verurtheilte zum Richtplatz geführt?

Seine Phantasie malte ihm eine solche Scene nach seinen Begriffen mit Bezug auf seine Person aus, und diese Bilder vernichteten ihn völlig.

Es war eine schreckliche Zeit, die der junge Mann von jetzt ab bis zum Morgen, das heißt, bis zu der Zeit verbracht, wo er wieder ein deutlicheres Geräusch vernahm.

Es waren dies Töne, die jeder Gefangene am ersten Morgen nach seiner Einkerkerung mit besonderer Aufmerksamkeit vernimmt: Schlüsselgeklapper, Schlüsselgerassel und das Knarren der geöffneten Thüren.

Die Tritte, welche dasselbe begleiteten, kamen auch bis zu José's Käfig.

Doch, wie gestern, öffnete sich nur die Klappe und dasselbe Gesicht grinsete bei dem schwachen Dämmerlichte, welches durch dieselbe drang, den Jüngling an.

José war bereits ein Anderer geworden.

„Wasser!" rief er, „gebt mir Wasser!"

„Ah! Ah!" lachte der Schließer, „es geht bereits besser!"

„Gebt mir einen Trunk Wasser, wenn Ihr ein Herz im Leibe habt!" bat der Indier.

„Später!" antwortete der Grausame, und die Klappe schloß sich wieder.

Das war zu viel.

José's Wuth erwachte abermals; er tobte von Neuem.

Doch sein Paroxismus hielt bei weitem nicht so lange an, wie gestern, und er verfiel in eine Art Lethargie.

Aus dieser erweckte ihn nach einigen Stunden ein Geräusch, welches er sich durchaus nicht zu erklären wußte.

Nachdem dasselbe verstummt, hörte er wieder Tritte auf dem Corridor, wieder die Thüre schließen, viele Stimmen und auch das Klirren von Ketten.

Das Geräusch kam endlich näher, und diesmal ward auch an der Thür seiner Zelle geschlossen —

Werfen wir jedoch vorerst einen Blick auf und in den Hof der Citadelle.

Derselbe bildete ein Viereck oder vielmehr ein Parallelogramm, um welches die sämmtlichen Gebäude desselben lagen.

Die unteren Räume desselben dienten theils zu Stallungen, anderntheils zu Wohnungen der Soldaten und die Kellerräume zu Gefängnissen oder zur Aufbewahrung von Vorräthen.

An einer der kürzesten Seiten des Vierecks befand sich das Thor.

Diesem gegenüber arbeiteten schon seit vielleicht einer Stunde Zimmerleute und verursachten das Geräusch, welches José zuletzt vernommen.

Jene Zimmerleute aber hatten ihre Arbeit vollendet, als der Gefangene den Schlüssel in dem Schlosse der Thüre seines Gefängnisses rasseln hörte, und was sie geschaffen — war ein Galgen.

Während sie den Balken zu demselben behauen und das Querholz mit demselben verbunden hatten, gruben andere Arbeiter ein Loch und alle zusammen brachten das Wahrzeichen der menschlichen Gerechtigkeit in dasselbe hinein, um ihn zu stellen und festzurammen.

Alsdann griffen die Arbeiter wieder zu ihren Spaten und machten noch eine andere Grube von sechs Fuß Länge, vier Fuß Breite und acht Fuß Tiefe.

Diesem Treiben sahen eine Menge Soldaten zu und nach einiger Zeit gesellten sich ihnen noch andere Personen aus der Stadt bei, welche durch das geöffnete Thor diese Arbeiten bemerkt hatten.

Sie fragten die Soldaten, was dieselben bedeuten sollten.

Die Soldaten zeigten auf den Galgen und blickten die Frager groß an; diese blieben, um abzuwarten, was da kommen werde.

Als endlich auch die Grube fertig war, erschien ein Officier im Dienstanzuge, ihm folgte ein Korporal, und diesem zwölf Musketiere, das Gewehr beim Fuß tragend.

Der Officier schritt vor, bis er auf sechs Schritte vor der Grube

war, sagte dann einige Worte zu dem Korporal, der wie an seine Ferfen gebannt blieb, und dieser stellte die zwölf Mann in zwei Gliedern, sechs Schritte von der Grube, parallel mit ihren langen Seiten auf.

Alsdann zog er aus seiner Tasche kleine weiße Pakete, und händigte jedem Soldaten eins derselben ein.

Nachdem dies geschehen, kommandirte der Officier:

„Ladet!“ und man hörte einige Minuten das Rasseln der Ladestöcke in den Musketenläufen.

Während dessen trat aus den Gebäuden des Forts ein Mann mit einem rothen Mantel um den Schultern, gefolgt von zwei andern, welche Stricke und eine Leiter trugen.

Zugleich bildeten die auf dem Hofe anwesenden Soldaten auf den Befehl eines Officiers eine Linie, wodurch der Hof in zwei Theile getheilt wurde; denn eine bedeutende Menge strömte durch das Thor des Schlosses herein.

Das Erste, was die Herzukommenden thaten, war in der Regel den Raum jenseits der, von den spanischen Soldaten gebildeten Chaine aufmerksam zu betrachten.

Das Zweite, den bereits vor ihnen hier befindlichen Menschen einen Blick zuzuwerfen.

Das Dritte, an diese die Frage zu richten:

„Was giebt es denn?“

„Gott mag es wissen!“ lautete die Antwort, und das Gespräch war zu Ende, aber die Erwartung spornte die Gemüther derjenigen, welche erst gekommen, so wie derjenigen, welche schon anwesend waren.

Nachdem alle diese Vorbereitungen getroffen worden, öffnete sich das Portal desjenigen Gebäudes, welches die Lokale enthielt, wo das Gericht, oder um es richtiger zu bezeichnen, wie es sich selbst bezeichnete, das Obergericht der Provinz seinen Sitz hatte.

Aus diesem Portale aber trat hervor der Oberrichter, Marquis Don Rovierez, in Amtstracht mit einem Papier in der Hand.

Ihm folgten fünf Richter in demselben Anzuge, und Alle stellten sich neben den Trupp Soldaten, welche noch immer das Gewehr beim Fuße hatten.

Dann gab der Oberrichter ein Zeichen.

Dies alles passirte auf dem Hofe, wie gesagt ungefähr um die

Zeit, daß José nicht mehr daran zweifeln konnte, daß man jetzt seinen Käfig öffnen werde.

Und so geschah es wirklich.

Die Thüre desselben ward, nachdem alle drei Schlösser gefallen, aufgerissen, und zwei oder drei Gefängnißaufseher stürzten herein, um sich auf den Gefangenen zu werfen.

José wich zurück, aber wehrte sich nicht.

Die Männer folgten ihm jedoch, rissen ihn zu Boden, und banden ihm trotz seiner Eisenfesseln noch die Arme auf den Rücken und die Beine zusammen.

Alsdann traten noch andere Männer herein, hoben ihn auf und trugen ihn fort.

Auf dem Corridor hörte José, wie Jemand sagte:

„Er hat die ganze Nacht getobt wie ein wildes Thier!"

„So binde man ihn an das Kreuz!" lautete die Antwort.

Was war dies Kreuz?

Der junge Indianer zerbrach sich vergeblich das schon so sehr zermarterte Gehirn, um in seiner Erinnerung Etwas zu finden, wodurch das Kreuz erklärt würde; ihm fiel das Kreuz ein, an welches man einst den Erlöser heftete.

Wollte man ihn ebenfalls kreuzigen?

Armer Bursche; wie uns die Bibel sagt, kreuzigte man den Sohn Gottes einst, um seinen Körper zu martern und ihn zu tödten. Das war menschlich bei der Unmenschlichkeit.

Das Kreuz jedoch, an welches man Dich band, sollte dazu dienen, Deine Seele zu martern, Deinen Geist zu brechen. Das war grausam bei der Unmenschlichkeit.

José vermochte nicht die sich ihm aufdrängende Frage zu beantworten, und da außer den wirren Gedanken, die sein Gehirn durchkreuzten, nur ein Gefühl ihn beherrschte, so ließ dieses auch jene in den Hintergrund treten, und sein Mund öffnete sich, um abermals ein Wort zu stöhnen, welches allein hinreichte seine Leiden auszudrücken, es lautete:

„Wasser!"

„Er will Wasser, er hat Durst!" rief einer der Schließer.

„Oh, sein Durst wird bald gestillt sein!" entgegnete dieselbe Stimme, welche vom Kreuze gesprochen.

Der Ton derselben so wie die Worte schienen dem jungen Indier ein Orakel zu sein, und er wendete den Kopf zur Seite, um denjenigen zu sehen, dem sie angehörte.

In Stelle derselben erkannte er jedoch eine Anzahl von Leuten, die wie er Ketten trugen, und die nicht minder erstaunt auf ihn blickten, wie er auf sie.

Man trug ihn an diesen Leuten vorüber und eine Treppe hinauf.

Auf dem Corridor, wo man sich jetzt befand, waren alle Fenster geöffnet, und vor einem derselben hielten die Leute, welche José trugen, an und richteten ihn auf.

Das Erste, was der junge Mensch erblickte, waren zwei Trupps Soldaten zu beiden Enden des Corridors; das Zweite — der Hof mit allen Vorkehrungen, die wir bereits beschrieben haben.

Hiernach reckte man seine Arme aus, und band sie mit doppelten Stricken an das Fensterkreuz, holte einen mächtigen Klotz herbei und band seine Beine an diesen Klotz.

Nach ihm wurden einzeln die anderen Gefangenen herbeigeführt, und an die offenen Fenster gestellt.

Der Marquis Oberrichter hatte bereits mehrmals nach dieser Seite des Hofes heraufgeblickt; so wie nun die Fenster mit Zuschauern besetzt waren, die wahrlich wider ihrem Willen dem kommenden Schauspiel zusehen sollten, gab er einen Wink mit der Hand.

Auf diesen Wink öffnete sich eine Thüre, welcher man auf hundert Meilen weit die Bedeutung an ihren Beschlägen hätte absehen können und aus derselben trat ein Gefängnißaufseher mit gezogenem Degen.

Diesem folgten Antonio Matheo Paez, der Llanero, und hinter ihm, sämmtlich wie jener mit auf den Rücken gebundenen Armen, sieben andere Männer und zwei Weiber. Im Ganzen zehn Personen.

Bei dem Erscheinen dieser Leute verstummte auf dem Hofe so wie in den daran liegenden Räumen jeder Laut; ja es schien, als hielte man den Athem an, damit er kein Geräusch verursachen möge.

So wie jene Personen in eine Reihe aufgestellt waren, hob der Oberrichter sein Papier bis zur Höhe seines Kinns und las:

„Im Namen Seiner Majestät des Königs von Spanien und Amerika!"

„Bestätigt von uns, der Majestät Stellvertreter und Gouverneur

der Provinz Süd-Venezuela, auch Granden von Spanien, und Marquis, José Stephano Alvirez,

hat das Obergericht der Provinz zum Tode verurtheilt:

nach gehöriger Instruction des Processes und geführtem Beweise: den Llanero Antonio Matheo Paez und seine neun Mitschuldigen wegen Hochverrath, Angriff auf die Vertreter der Regierung und Verhöhnung der Beamten derselben, und ist dieses Urtheil sofort an den Damnifikanten zu vollstrecken."

Der Oberrichter hielt inne und blickte auf; die Zuschauer-Menge schien durch eine Millionen Centner schwere Last zu Boden gedrückt zu werden.

Auf einen Wink des Oberrichters trat der Scharfrichter heran, und führte einen der Verurtheilten an die Grube.

Der Mann spie mit einer verächtlichen Gebehrde gegen die Soldaten aus, und trat auf den ihm angewiesenen Platz.

„Fertig!" kommandirte der Corporal.

Die Soldaten ließen die Schlösser der Musketen knacken.

„Schlagt an!" kommandirte jener weiter.

Die Musketiere drückten den Kolben der Gewehre an ihre Backen.

Der Korporal blickte nach dem Offizier hinüber, und dieser ließ den gezogenen Degen mit der Spitze zur Erde sinken.

„Feuer!" commandirte jener.

Eine Erschütterung ließ die Fenster der umherliegenden Gebäude erzittern und die Furchtsamen in der Menge erbeben; eine Rauchwolke legte sich zwischen den Verurtheilten und die Exekutionsmannschaften, und als jene sich verzogen, war der Platz, wo dieser gestanden hatte, leer.

„Geladen!" commandirte der Korporal.

Ein Zweiter der Verurtheilten trat an den Platz des Verschwundenen, nachdem auch er gegen die Soldaten ausgespieen; dieselben Commandos ertönten, die nämliche Anzahl Schüsse krachte wieder, die Rauchwolke wirbelte empor und in die Breite und verschwand, und mit ihr war auch der Mann verschwunden.

Die gedrückte Menge unterbrach die Execution durch keinen Laut.

Ein dritter Llanero trat an den Platz des zweiten, und Alles wiederholte sich wie bei den beiden Andern.

Ein Vierter nahm dessen Platz ein.

Ein Fünfter, ein Sechster folgte.

Auch der Siebente hatte die Soldaten angespieen, und ohne ein Wort zu sagen die zwölf Kugeln in seine Brust aufgenommen.

Dann trat der Achte heran; es war der alte Antonio Matheo Paez.

Der alte Sohn der Steppe hatte mit finsteren Zügen seine Leute, seine Stammesgenossen sterben sehen.

Er hatte gesehen, wie sie, sämmtlich nicht im Kriege zu Kriegern gebildet, sondern nur durch seine Person und seine Erzählungen bekannt mit den Thaten und dem Ruhme ihres Stammes, den sie nicht vermehrt, wie Krieger starben, und ein zufriedenes Lächeln glitt über seine scharf markirten Züge, als der Letzte derselben, so zu sagen, vom Erdboden verschwunden war.

Doch dasselbe verfinsterte sich sofort wieder und er wendete sich zu seinen Richtern und den Vollstreckern ihres Spruches.

„Verruchte Spanier!“ rief er sich stolz emporrichtend, „jene haben Euch angespieen, weil ihr Hunde seid, und auch ich speie Euch an. Ihr habt Gericht gehalten über Unschuldige, und habt diese Unschuldigen verurtheilt, wo Ihr nicht das Recht hattet, Schuldige zu richten. Hütet Euch, es wird ein Gericht über Euch kommen, welches ein Recht hat über Euch zu richten. Ich und die Meinen sterben, aber unser Blut wird um Rache schreien; — Volk von Venezuela, Du wirst Dies Blut rächen!“

Antonio hatte sich bei diesen Worten noch höher gehoben, und sich der Menge zugewendet, welche hinter der von den Soldaten gezogenen Chaine stand.

Ein dumpfes Murren beantwortete die Rede des Indianers und durch dasselbe ertönte das Commando.

„Feuer!“

Antonio Matthéo Paez war mit seinen sogenannten Mitschuldigen vereinigt.

Das einen Augenblick abgebrochene Murren erhob sich von Neuem und der Oberrichter blickte sich um.

Ein Officier ließ die Soldatenreihe umwenden und kommandirte: „Marsch!“

Die Soldaten schritten auf die Menge zu, diese drängte nach dem Thore; jene folgten und folgten den ganzen Hof entlang bis zu dem ersteren und bis kein Zuschauer mehr auf dem Hofe verblieb.

Es war, als wäre der Nachrechen über ein abgeerntetes Feld gegangen und habe auch den letzten Halm mitgenommen; die Zuschauer konnten nunmehr, nur durch den engen Raum des Thorbogens dem Folgenden zusehen.

Doch wenden wir uns wieder zu dem Korridor, auf welchen die Gefangenen placirt worden.

Diese hatten beim Anblick der Zurüstungen auf dem Hofe ebenfalls ihren Athem verhalten, wie die Menge, denn für sie, wenigstens für viele von ihnen, war der kommende Akt nicht blos wie für die andern Zuschauer ein Schauspiel, sondern ein Vorspiel zu dem eigenen Geschick, deshalb verschwand auch mit dem Stocken des Athems noch der letzte Rest des Blutes aus ihren Wangen.

José's Blut dagegen erstarrte zu Eis.

Als aber die Verurtheilten auf den Hof traten, erschraken die Gefangenen über die Anzahl derer, welche in das Jenseits befördert werden sollte.

José schauderte, weil er außer dieser Anzahl auch noch die Personen, welche dieselbe bildeten, erkannte.

Als der Oberrichter den Urtheilsspruch verlas, rissen alle die Augen so weit auf, als wollten sie mit diesen die Laute, Töne und Worte, in welche der Mund des Richters, jenes faßte, auffangen.

José's Auge ward stier, wie das eines Menschen, der im Verscheiden begriffen ist.

Als die ersten Schüsse krachten, und der erste der Verurtheilten in die Grube sank, hob sich die Brust der Gefangenen und ihr Athem stieg rauschend durch die weit geöffneten Nüstern.

José's Stöhnen aber beherrschte dieses Athmen.

Nach und nach steigerte sich das letztere, und es war, als fange sich der Orkan in altem Gemäuer, um in dessen Winkeln jene fürchterliche Tonharmonie hervorzubringen, die eine Scala bildet, von der die Gespenster der Nacht aus ihren unterirdischen Räumen auf die Oberwelt gelockt werden.

Aus José's Brust drangen die tiefsten Töne dieser Scala.

Bei den Worten Antonio's aber nahm das Stöhnen dieser armen Unglücklichen einen solchen Klang an, daß es schien, als stimmten sie in das Murren der Menge ein, und die Soldaten an beiden En-

den des Korridors stießen mit den Kolben auf den Boden, daß er dröhnte.

Mit den letzten zwölf Schüssen, denen der alte Llanero seine Brust geboten, verstummte das geräuschvolle Athmen und ein einziger Seufzer rang sich empor.

Aber es war dies einer jener Seufzer, welche die Wände des Mauerwerks, in denen sie ausgestoßen werden, zum mitseufzen zwingen; ein Seufzer, wie ihn die Eule um Mitternacht auf den Kirchhöfen ausstößt.

Unten bereitete man sich indessen vor, den zweiten Akt der Exekutionsvollstreckung aufzuführen.

Einer der Gehülfen des Henkers legte die Leiter an den Galgen, zog zwei Stränge durch die an den Querbalken befestigten Blöcke und stieg wieder herab.

Der Oberrichter gab dem Henker einen Wink und dieser ergriff das jüngere der beiden Weiber, und stellte es auf die unterste Sprosse der Leiter.

Alsdann legte er das in eine Schleife gezogene Ende des einen Strickes um den Hals der Frau und hieß sie weiter steigen.

Auf der Mitte der Leiter gab er derselben einen Stoß, den sogenannten Stoß in die Ewigkeit, und das Weib schwankte unter heftigen Zuckungen zwischen Himmel und Erde.

Machen wir es kurz.

Dasselbe was zuletzt geschehen, geschah auch mit der zweiten Frau, der Frau des Antonio und der Mutter des unglücklichen José.

Doch nein, hier waltete ein kleiner Unterschied ob.

Als die Frau, sagen wir die fromme Frau, da ihre Gedanken bei der folgenden Bewegung wohl dem Himmel zugewendet waren, also als die fromme Frau die Sprosse auf der Leiter erreicht hatte, auf welcher ihre Vorgängerin den Stoß in die Ewigkeit empfangen hatte, blickte sie nach oben.

Wir können errathen, was sie entdeckte und ein schwacher Laut gab diese Entdeckung kund.

Doch der Laut, welcher die Luft durchzitterte, konnte nicht zu dem werden, was er werden sollte, nämlich einem Ausruf des Schmerzes und der Ueberraschung, weil grade in demselben Momente der verhängnißvolle Stoß erfolgte.

Dagegen beantwortete jenen Laut ein Schrei, ein fürchterlicher Angstschrei der durch Mark und Bein drang und aller Augen wendeten sich nach dorthin von wo er gekommen, nämlich nach dem Korridor, dessen Fenstern mit den Gefangenen besetzt waren.

Auch diese wendeten ihren Blick von dem Galgen fort und traten zurück, um denjenigen zu sehen, dessen Schmerz sich in so verzweifelter Weise Luft gemacht.

Wer er war?

Der Leser wird es errathen haben; es war José Antonio Paez, der Sohn der zuletzt gehenkten Frau, der Sohn, der den letzten Blick und den letzten Seufzer der Mutter aufgefangen und der mit jenem fürchterlichen Schrei sein Leben ausgehaucht zu haben schien.

Denn der Kopf des jungen Mannes war auf seine Schulter gesunken, und seine Augen waren verglast.

Diesmal hatten seine Seelenleiden keinen Anfall von Epilepsie, sondern eine Ohnmacht zur Folge gehabt.

Der Marquis, Oberrichter, welcher wie Alle zu dem jungen Mann hinaufgesehen hatte, wendete seinen Blick nach dem gegenüberliegenden Flügel der Citadelle und brummte:

„Schade — dieser Anblick — ich sehe sie nirgend!"

7.

Die Marquise Isabella Valeria.

Der Leser kennt bereits die minder guten Eigenschaften der Donna Maria, aber es wäre Unrecht, nicht auch dasjenige anzuführen, was dieselben entschuldigen könnte.

Entschuldigen könnte? — nein das würde sich so wenig anführen lassen als boshafte Absichten zu entschuldigen sind, es muß heißen, was ihrem Thun und Treiben eine mildere Beurtheilung verschaffen könnte.

Daß Maria geboren und vom Weibe geboren war, darf nicht bewiesen werden.

Daß jeder Mensch in Sünden empfangen und in Sünden ge-

boren wird, ist eine ausgemachte Sache, oder weil es eben keine ausgemachte Sache ist, wollen wir es glauben, weil man es uns so lehrt.

Daß aber erst die Erziehung den Menschen macht, wie der Mensch die Erziehung, ist so klar, wie zwei mal zwei vier, aber wie ist diese, vom Menschen gemachte Erziehung, die den Menschen machen soll, beschaffen?

Ihr Lehrer des Wortes Gottes, Ihr Priester, dort ist ein Feld für Euch, Ihr Philosophen, ihr Denker laßt alles Andere fallen, und denkt nur daran, Menschen zu erziehen; ihr Väter laßt Eure wichtigen Geschäfte und nehmt das wichtigste vor, Eure Kinder zu erziehen; ihr Mütter seid nicht allein Frauen, sondern auch Mütter, wirkliche Mütter der Kinder, die ihr geboren und macht sie zu Menschen.

Doch wozu dies, wir hören es schon, dem Einen ist das Leben der Kinder unwichtig, der andere hat an wichtigere Sachen zu denken als Kinder zu erziehen, der dritte ist zu stolz es zu thun, dem vierten kommt es gar verächtlich vor, und alle alle haben ein vortreffliches Auskunftsmittel gefunden, sich von einer Last zu befreien — die eigentlich eine Pflicht ist und zwar eine lästige Pflicht — sie dingen sich einen Erzieher, sie dingen sich eine Erziehung.

Vortrefflich — aber kennt Ihr das Gleichniß von dem guten und dem schlechten Hirten?

Doch eben so gut könnte man wohl fragen: Kennt ihr die Bibel?

Ihr kennt sie und kennt sie nicht, das ist das schlimme an der Sache, ihr les't sie, wißt sie auswendig und deutet sie, aber ihr begreift sie nicht, das ist das Böse an der Sache, ihr meint, ihr habt sie begriffen und handelt nach diesen Begriffen, so wie ihr sie Euch macht, weil sie Euch grade so bequem sind und das ist niederträchtig.

Aber freilich, wollte doch auch die Inquisition die Lehren der Bibel begriffen haben, und henkerte lustig im Namen Gottes und seiner Ehre darauf los, als hieße: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst, du sollst ihn quälen, morden und seine Güter nehmen, wie du selbst am Leben bleibst und dich der geraubten Güter erfreust.

Was aber die Geschichte vom guten und schlechten Hirten betrifft, so gehört dazu mehr als ein gewöhnlicher Verstand sie zu begreifen, es gehört dazu ein ächter frommer Sinn, eine Verachtung des Weltlichen und Verehrung des Göttlichen im Menschen, es ge-

hört dazu Wahrheitsliebe, Tugend, Muth und Rechtschaffenheit — es gehört dazu der Glaube an eine höhere Bestimmung des Menschen, unbeeinträchtigt von der jüngsten Doctrin der Zeit, die aus dem Menschen und seinem Leben ein Thier und ein thierisches macht, die ihn lehrt in sich und seinem Dasein die Welt zu sehen, die ihn in seinem Glück, in seinem persönlichen Wohlbehagen, in der Erfüllung seiner corrupten Wünsche und Befriedigung seiner gierigen Neigungen das Glück der Welt erkennen läßt, die ein Wort bezeichnet, ein einziges Wort, welches zugleich ein Verdammungsurtheil enthält, nämlich die Selbstsucht oder in der modernen Sprache zu reden — der Egoismus.

Zwar liebt auch der Egoist seine Kinder, aber nur aus Instinkt, wie das Thier und viele Thiere — doch fort von diesen Bildern, um nach einem flüchtigen Blicke auf den bessern Theil des Geschlechtes zu unserer Erzählung zurückzukehren.

Der Funke Gottes ist im Menschen nur unterdrückt, nicht erloschen, und in der Stille glimmt er fort; es giebt noch Väter und Mütter, die in der kommenden Generation, die nicht allein in der Fortpflanzung und im materiellen Leben, sondern in der Veredelung des Geschlechtes ihre Hauptaufgabe erblicken; hoffen wir, daß dieser Funke aufflammt und die Welt entzündet, wie so mancher Brand es gethan, den Egoismus Bosheit und Haß schürte.

Hoffen wir, daß die im allgemeinen genommene verkehrte Heranbildung der jungen Geschlechter eine edlere Richtung nimmt.

Leider hatte die Erziehung der Donna Marie eine solche Richtung nicht, sondern war, wenn diejenige ihrer Zeit schlecht zu nennen war, noch schlechter denn diese.

Ihren Vater, den würdigen Gouverneur, kennen wir bereits.

Es bleibt also noch die Bekanntschaft der Mutter zu machen.

Die Mutter der jungen Marquise war im Gegensatze zu ihrem Gemahl hoch und schlank, man hätte sagen können, von majestätischem Wuchse.

Sie war nicht mehr jung, aber dennoch schön zu nennen, und diese Schönheit der mittelalterlichen Zeit ihres Lebens verrieth, daß jene in der Jugend außerordentlich gewesen sein mußte.

Marie hatte von ihr die Vollkommenheiten des Körpers geerbt.

Die Marquise hatte ferner im Gegensatze zu ihrem Gemahl einen stolzen Charakter, einen festen Willen, und besaß mehr Entschlossenheit, wie zehn Männer seines Gleichen zusammen.

Auch diesen Charakter, den eigenen Willen und die Entschlossenheit hatte Marie von der Mutter ererbt.

Wie aber war diese Mutter, glänzend durch ihre Schönheit, hochgestellt durch ihren Reichthum, denn auch reich war sie, — und durch ihren Rang dazu gekommen, unaufhörlich an einen Mann gekettet zu werden, der einst von allem, wie jetzt noch in den mehrsten Stücken, das Gegentheil davon war; der also tief unter ihr stehen mußte.

Es genügen wenige Worte dies zu sagen, und man wird alsdann auch noch anderes errathen, was nicht gesagt werden kann.

Bevor die Marquise ward, was sie jetzt war, die Frau eines Gouverneurs der Colonien, war sie selbst Marquise, als die Tochter eines Herzogs, die Marquise Isabella Valeria di Aranda.

Der Name Aranda ist ein berühmter in der Geschichte Spaniens und was noch mehr das Land ist diesem Namen für die Zeit der Regierung Carl III. und Carl IV. verpflichtet, weil ein Theil der Segnungen dieser Zeit aus ihm entsprangen.

Besonders aber war es während der ersten Zeit der Regierung Carl IV., daß ein Minister dieses Namens wirkte und die Arandas bei Hofe in Ansehen standen.

Sprechen wir mit Achtung von ihnen, nämlich von den Mitgliedern dieses Namens die es verdienen.

Sagen wir aber auch, daß der Wandel des spanischen Hofpersonals, jener Zeit nicht bloß berühmt, sondern berüchtigt war und die Chronik Scandaleuse auch mehrere Arandas nennt, welche sich in dieser Hinsicht unvortheilhaft auszeichneten.

Ja, ja, es war ein tadelnswerther Wandel dessen sich damals die spanischen Großen und der Hof beflissen, und seine Schandbeulen wurden erst aufgedeckt, als er zu dem Herzog von Alcudia, zu Godoi dem Friedensfürsten führte, dessen wir ein wenig später noch gedenken werden.

Die Marquise, um wieder auf sie zu kommen, war also außer ihrer Schönheit auch hoffähig und lebte deshalb bei Hofe.

Die spanischen Damen aber, welche am Hofe lebten, führten stets zwei Arten von Leben oder Lebensarten, nämlich ein öffentliches und ein geheimes Leben.

Das öffentliche war anständig, ehrbar, keusch, sittsam, den Regeln der Etikette und des Hofceremoniels unterworfen; ihr geheimes Leben — doch darüber sagt die Geschichte eben nur daß es geheim war.

Von vielen dieser Damen ist auch wirklich über ihr geheimes Leben nichts bekannt geworden, und wir müssen sie deshalb, wie de Pradt sagt, für tugendhaft halten, weil wir es nicht besser wissen.

Bei anderen stellten sich Wirkungen ein, deren Folgen auf die Ursachen zu jenen schließen lassen, und zu diesen anderen gehörte leider auch die Marquise Isabella Valeria di Aranda.

Es ist eine herrliche Sache, wenn man ein vornehmer Herr ist, denn man darf darauf rechnen, die schönsten Damen lieben zu dürfen, und was noch besser ist, von ihnen geliebt zu werden.

Es ist eine herrliche Sache wenn, man ein vornehmer Herr ist und viel Bedienstete hat, die man zu irgend etwas machen kann, um mit ihnen diejenigen zu verheirathen, deren Liebe wir genossen und deren wir überdrüssig sind; denn man hat dieselben versorgt, und noch besser, man ist sie los.

Hatte ein ähnliches Verhältniß mit der Marquise stattgefunden?

Vermuthlich und — Venezuela, Du darfst Dich freuen, Dir entsteht ein neuer Gouverneur, ein würdiger Mann, der nur die Hand bewegen und die Lippen öffnen wird, um über Dein Schicksal zu entscheiden; es kann nicht fehlen, er wird Dich glücklich machen.

Vermuthlich, sagten wir, weil nämlich das eintrat, worauf oben hingedeutet wurde.

Alvirez, ein sehr untergeordneter Sekretair eines hochstehenden Herrn, eine Art Faktotum des sündlichen Fleisches dieses Herrn und weiß Gott, ob es sündig war, ein Mensch, der im Schlamm bisher gewühlt und einen Theil dieses Schlamms gebildet hatte, welcher zu Zeiten Blasen in die Höhe treibt, ward eine dieser Blasen, welche an die Luft zu treten wagen, ward sehr schnell zum Marquis, noch schneller zum Gouverneur von Süd-Venezuela ernannt, ganz außerordentlich schnell mit der Marquise Isabella Valeria getraut und reiste mit

derselben nicht allein schnell, sondern über Hals und Kopf nach dem Orte seiner Bestimmung, nach seiner transatlantischen Provinz ab.

Ob die beiden Ehegatten sich früher schon gesehen, oder ob sie sich, wenn ja gesehen, angesehen hatten, ist fraglich.

Geschah es aber, so geschah es gewiß Seitens der Marquise mit denjenigen Blicken, womit hohe Geburt, Adel, Schönheit, Würde die Niedrigkeit, Häßlichkeit und Gemeinheit ansieht, und Seitens des neuen Gouverneurs mit dem Auge des Sclaven, welcher sein scheues Auge nach oben zu den höheren Schichten der Gesellschaft zu erheben wagt.

Doch lassen wir dies ferner unberührt und fügen nur noch hinzu, daß die Marquise noch auf der Reise zu der Residenz ihres Gemahls eines Kindes genaß, das jedoch gleich nach der Geburt starb.

So ward die Marquise die Frau des Gouverneurs.

Doch die Frau möchte wohl kaum der richtige Ausdruck für die Verbindung sein.

Denn nach dem Leben Beider zu urtheilen, schienen sie sich von Tisch und Bett geschieden zu haben; der Marquis that was ihm gefiel und die Marquise, wozu sie Lust hatte.

Es war zur Zeit der Beendigung oder bald nach der Beendigung des Krieges, welcher in den Colonien gewüthet hatte, als irgend ein Befehlshaber der spanischen Truppen, ein gar stattlicher schöner Mann, sich einige Zeit in Nueva Barcellona aufhielt und bei dem Gouverneur einführte.

Seine Erscheinung aber mußte eine merkwürdige Macht auf das Ehepaar ausüben; denn Mann und Frau, oder umgekehrt näherten sich einander und in Folge des herbeigeführten Vertrauens, trat bei der Marquise ein Zustand ein, der zu Hoffnungen berechtigte, die Jahre hindurch nicht gehegt werden durften.

War der Gemahl klug genug, nichts zu merken, oder merkte er wirklich nichts, wer kann es wissen, die Fama sagte allerlei.

Damit aber der zu erwartende Sprößling des Vorrechts der spanischen Geburt theilhaftig werde, reis'te die Marquise nach Spanien und kehrte nach Ablauf eines Jahres mit einem Kinde zurück.

Dies Kind war Maria.

So wie sie aber mit demselben angelangt war, begann das frü-

here Leben der Ehegatten von Neuem, das heißt man trennte sich wieder von Tisch und Bett, und nicht allein von Tisch und Bett, sondern auch von Haus.

Die Marquise bewohnte die reizende Villa an der Plaza und der Gouverneur seine Wohnung in der Burg, angeblich der Bequemlichkeit wegen und um stets seinen Arbeitslokalen näher zu sein. Er hatte ja so viel zu thun, der arme Mann.

Hieraus aber folgte nun ein Umstand, und zwar für das Kind ein verderblicher Umstand, nämlich der, daß es immer auf der Wanderschaft zwischen der Villa und der Citadelle war, zwischen der Villa, wo es die Mutter vorzog, und der Citadelle, wo es von dem Vater verhätschelt wurde.

Es war für beide nichts mehr und nichts weniger als ein Spielzeug.

In Südamerika aber reifen die Jungfrauen schnell, und Marie reifte noch viel schneller als gewöhnlich.

Das getrennte Leben ihrer Eltern machte sie früh unabhängig von dem einen wie von dem andern Theile, sie hatte im Schlosse ihre Zimmer wie in der Villa; sie wohnte jedesmal dort, wo ihrem augenblicklichen Eigensinne am wenigsten Zwang entgegengesetzt wurde, und wollte der Vater sie um sich sehen, so mußte er im Nachgeben die Mutter übertreffen, wollte diese sie bei sich haben, so mußten sie mit jenem wetteifern.

Und dies thaten denn auch Beide rechtschaffen.

Daß das Kind bei dieser Art von Erziehung wenig Liebe zu den Eltern hegte, ist natürlich.

Doch Erziehung konnte man dieses auch eben nicht nennen und nur seit die Cousine in der Familie einen Platz gefunden, übertrug dieselbe auf das verwilderte verzogene Kind einen Theil desjenigen, was sie selbst in dieser Hinsicht war, allerdings nur sehr wenig, was auch dann noch sehr wenig geblieben wäre, hätte sie dem Mädchen die eigene Herzensgüte einflößen können.

Marie war also Spanierin von Geburt — wie jeder Mensch der in diesem oder jenem Lande geboren, durch die Geburt einer gewissen Nationalität trotz aller Widersprüche einverleibt wird.

Kreolin von Erziehung, das heißt, unwissend wie eine solche.

Südamerikanerin von Gefühl, das heißt, die Leidenschaft selbst.

Marie hörte und sah ferner wenig Gutes, und da sie sich möglichst bemühete, das Gegentheil von dem zu sein und zu thun was die Cousine war und that, so darf man sich nicht wundern, daß die eigene Schule, in der sie erzogen wurde und sich selbst erzog, ein eigenes Produkt zu Tage förderte.

Hierzu das Feld, welches ihr durch die öftere Veränderung ihrer Wohnung gelassen wurde und es ist nicht zu beewundern, daß sie ein Weg verfolgte, den Beispiel, Langeweile, Eigensinn, Uebermuth und Leidenschaft ihr als denjenigen anwieß, welchen sie zu gehen habe.

Im Uebrigen hing sie dennoch mehr an dem Vater, wie an der Mutter, weil diese auf ihre jugendliche Schönheit eifersüchtig, zu Zeiten die Strenge spielen wollte, dieser aber ein völliger Spielball ihrer kindischen Laune war.

So war das arme, mehr bedauerns-, als hassenswerthe Mädchen herangewachsen, und so wuchs sie nicht, sondern so wucherte sie weiter, und wer könnte wohl einen Namen finden, der sie besser bezeichnete, als ein hübsches Unkraut, aber wer möchte nebenbei auch wohl sagen, ihre Vergehen seien rein ihre Schuld und bestreiten, daß ein Theil derselben, wenn nicht die ganze, auf die Eltern zurückfiele.

Das Verhältniß der Letztern war übrigens mit den Jahren immer kühler geworden, und nur selten sahen sich die beiden Gatten anders als in Gesellschaften. Allein fast nie.

Geschah dies aber, so mußte eine wichtige Veranlassung dazu vorhanden sein und eine solche gab es an dem Tage, an welchem José Paez verhaftet worden, wenigstens, wenn nicht für Beide, doch für den Gouverneur.

Denn kaum hatte derselbe das wichtige Geschäft der Ausfertigung zweier Befehle für den Oberrichter beendet, als er selbst bis in den früher beschriebenen Salon ging und einen Diener rief.

Dieser Diener war kein Bedienter des Marquis, sondern ein Diener des Staats, einer jener Menschen die als Taugenichtse aus dem Mutterlande herüber kamen, um hier in untergeordneter Stellung eine Laufbahn zu beginnen, die häufig mit den Ehren und Würden hoher Aemter endigte, die aber in jedem Verhältnisse ein Recht zu haben glaubten, den Fuß auf den Nacken der Eingebornen zu setzen,

dieser Diener also kam auch, wie es sich in seiner Stellung zu dem Gouverneur gebührte, kriechend und demüthig herbei.

„Mattheo!" sagte der Gouverneur, „geh hinüber zur Exellenza Marquise und melde, daß ich die Ehre haben würde, meine Aufwartung zu machen.

Mattheo warf noch einen ebenso schlauen, als frechen Blick zu seinem Gebieter empor, welcher Blick auf eine gewisse Vertraulichkeit zwischen Beiden zu deuten schien.

Als aber derselbe heute nur in und auf ein amtlich stolzes Antlitz des Gouverneurs fiel, verneigte er sich wiederum sehr tief und eilte aus dem Schlosse über die Plaza zu der Villa.

Von dieser Villa ist bisher noch sehr wenig gesagt worden.

Was das Aeußere derselben anbetraf, so zeigte dasselbe der Plaza die Front und zwar eine Front mit einem Säulengange davor, einer Halle die vor keinem gut eingerichteten Hause in jener Gegend fehlt, und die nicht selten eine hübsche Orangerie europäischer Bäume, Pflanzen und Blumen aufzunehmen bestimmt ist, wie wir die Erzeugnisse anderer Welttheile halten, pflegen und aufziehen.

Hierbei waltet jedoch ein kleiner Unterschied, zu Gunsten Amerika's ob, und während wir in künstlicher Wärme Kümmerer und quienende Zöglinge mit zwerghaften Formen aufziehen, wuchern unsere hier einheimischen Pflanzen dort in einer Fülle und so riesigen Dimensionen empor, als hätte sie die Winzigkeit des Erdtheils, welchem sie angehörten, abgeschüttelt, um die Großartigkeit und großartige Natur Amerika's anzunehmen.

In der Säulenhalle der Villa des Marquis blüheten Veilchen und zwar das ganze Jahr hindurch, welche die Größe einer mittelmäßigen Tulpe erreichten und deren Farbenpracht von dem Goldgelb des innern Kelches, bis zu dem dunkel Viola der Kelchsäume durch aus nicht an die Bescheidenheit unseres süßen Veilchens erinnerte.

Aber eins fehlte diesem Veilchen — der Geruch, der süße, liebliche Duft, den dies Blümchen bei uns hat.

Es gab dort ferner Vergißmeinnicht in Stauden, von vier bis fünf Fuß Höhe mit Sternchen, oder besser gesagt, Blüthensternen, so groß wie die Feuerblumen des Feldes, und mit Blüthen, welche im

schönsten Azurblau des Himmels prangten und mit Kelchen, welche eine rothgoldene Farbe hatten.

Aber es fehlte diesem Vergißmeinnicht dasselbe, was dem Veilchen fehlte — der Geruch; der Duft, womit unsere Blumen die Lüfte schwängern, und uns in einem ätherischen Meere von Wohlgerüchen schwelgen lassen: — es fehlte ihnen der Duft, welcher allen Blumen der heißen Zone fehlt.

Wie doch der Schöpfer alles weise eingerichtet hat, wie er alles bedachte und nichts außer Acht ließ, um das für einander bestimmte auch passend für einander zu machen.

Wer versteht ihn in dieser Hinsicht ganz, wer wagt es zu sagen, daß er ihn ganz verstehe.

Arme schwache Geschöpfe, die wir sind, die wir nur dasselbe sind, was diese Blumen für ihn sind, er unterwirft uns ja derselben Umwandlung, wie sie die Pflanzen und die Thiere durchmachen müssen.

Oder meint ihr nicht?

Nun gut, so versucht es, das Klima eines andern Landes nach Eurer Gewohnheit zu modeln, versucht es zehn Jahre lang und ihr seid — acclimatisirt.

Laßt dasselbe von noch zwei, drei Generationen versuchen, und das Land, das Klima hat diese Versuche zu nichte gemacht, den Menschen aber zu dem, was er in diesem Lande sein muß, nur in seinem Klima sein kann.

Den Blumen der heißen Zone, wo alles unter der Tropengluth wuchert, alles bei dem lauen Wasser des Himmels doppelt befruchtet wird und doppelt fruchtbar in die Höhe schießt, gab er riesenhafte Größe und Farbenpracht, aber keinen Duft.

In jener südlichen Pracht, welche sowohl den Gärten, den Feldern als den Wildnissen der Hemisphäre eigen ist, prangte auch die Halle vor der Villa des Gouverneurs, jedoch den Sinn des Geruchs befriedigte nicht das würzige Arom der nördlichen Natur.

Ein künstlicher Geruch, zwar schärfer, weil künstlich, aber widerlich, weil er nicht natürlich war, ersetzte diesen Duft.

Durch diesen, der reitzte ohne zu befriedigen, und durch die reiche Flora der Halle, welche über dem Eingange eine Wölbung bildete, gelangte man über eine Treppe zu dem Haupteingange der Villa.

Was von der Halle gesagt, gilt auch hier.

Ueberall Blumen; überall Farbenpracht, man hätte glauben jönnen, ein Gartenhaus zu betreten.

Das Ende des Ganges stieß auf einen Corridor, welcher der Länge nach, durch das ganze Haus lief und nach welchem hin die Ausgänge sämmtlicher Zimmer der Villa gingen.

Diese Zimmer aber waren getheilt, in diejenigen der Marquise, welche aus sieben oder acht und einem Salon bestanden, und in diekenigen der Donna Maria, welches vielleicht drei oder vier waren.

Als Mattheo in das Haus trat, stieß er auf einen schwarzen Diener und fragte denselben nach der Herrin.

„Exellenza sein in Puttar!" antwortete der Afrikaner.

„Im Boudoir, Du Wollkopf, du Pechrabe, willst du sagen!" rief der Spanier lachend.

„Massa sagen so; arme Nigger nich können aussprechen gut die schwer Nam'! Exellenza also sein in Budar!"

Der Diener lachte wiederum, und es ist als gewiß anzunehmen, daß er sich im Stillen freute zu den Beglückten zu gehören, welche diesen Namen aussprechen konnten.

„Nun so führe mich in das Budar, du schwarzer Sohn des Teufels!" rief der Spanier, als er so viel gelacht, wie es sich mit der Würde eines Sohnes Hiberniens nach seiner Meinung vertragen mochte; „melde mich, oder führe mich hin!"

„Exellenza wollen allein sein!" entgegnete der Schwarze.

„Aber ich komme von Exellenza Gouverneur!"

„Das sein ganz gleich, Massa Domestique!"

Domestique war zu jener Zeit ein Ehrenname, der weißen oder freien Diener in den Häusern der Vornehmen.

„Wie, das wäre gleich?" rief der Spanier.

„Ja, das sein ganz gleich, Niemand dürfen in Budar der Exellenza auch nicht Exellenza G'vernöhr.

„Hm Hm," murmelte der Diener des Letzteren, „was ist da zu machen!"

„Nigger werden Cäsarine rufen!"

„Ach ja, Nigger thu das, schwarzer Nigger, rufe Cäsarine!"

Der Neger ging, und der Diener blieb auf dem Flure zurück,

bis Cäsarine, eine Mulattin und Dienerin der Exellenza, kam, der er seinen Auftrag mittheilte.

Das Mädchen ging zu ihrer Herrin.

Das Zimmer, in welchem die Marquise sich befand, war, was es dem Namen nach wirklich sein sollte, ein geheimes Heiligthum der Frau, eine Art Tempel der Weiblichkeit, welche sich hierher flüchtet, um auszuruhen und sich selbst zu leben, um sich zu erholen von dem Geräusche der Welt und der Salons.

Die Ausstattung desselben war deshalb so beschaffen, wie es dieser Zweck erforderte, oder vielmehr, wie es der Zweck der Marquise in dieser Hinsicht gebot, weil ihre Weiblichkeit eine andere Art der Erholung nöthig machte, wie sie das sittsame, tugendhafte, keusche Weib in der Einsamkeit sucht.

Doch übergehen wir dies einstweilen.

Die Ausstattung des Boudoirs also bestand in einem Ruhebette, in einem kleinen Sopha und nur zwei Sesseln.

Außerdem in einer kleinen Bibliothek und einem Spiele, welches eben so geistlos, als es mechanische Fertigkeit verlangt, von den Damen Südamerikas aber sehr geliebt wird, der Vorrichtung des an einer Schnur hängenden Ringes nach einem Häckchen.

Sonst waren auch hier, wie überall im ganzen Hause, Blumen, und zwar die seltensten, welche es nur geben mochte.

Die Marquise selbst saß halbliegend auf dem Sopha, mit einem Buche in der Hand und mit allen Zeichen der gräßlichsten Langenweile.

Daß die Marquise schön war, und noch schöner gewesen sein mußte, ist schon gesagt worden; betrachten wir aber in einem Augenblick ihre Schönheit, wo dieselbe an Damen meistens reizend ist.

Die Lage der Marquise war ganz dazu geeignet, diesem zu entsprechen.

In einem leichten Gewande, hingegossen auf dem Sopha, spottete ihr Aussehen fast dem Alter von fünf oder sechs und dreißig Jahren, welches sie zählen mochte.

Nur ein Zug um die Augen deutete kaum bemerkbar darauf hin, daß diese Jahre begannen in ein Recht zu treten, welches ihnen vielleicht durch künstliche Mittel bisher verweigert worden.

Dagegen aber war die hohe, edle, marmorweiße Stirn ohne

ein Fältchen geblieben, und das Haar noch so glänzend und rabenschwarz, wie es nur hätte in der jugendfrischen Zeit ihres Alters sein können.

Das Profil der Dame war rein, war ein ächt römisches mit einer Adlernase, stark genug, dem regelmäßigen Antlitze den Stempel des Stolzes aufzuprägen, aber nicht so stark, um es zu verunzieren.

Der Mund war klein, die Lippen schwellend und ein wenig aufgeworfen, so beschaffen, daß sie zum Kusse einluden, und zwischen denselben durchschimmernd die Zähne von der blendensten Weiße.

Das leichte Gewand, fast noch leichter wie es sonst die üppigen Kreolinnen so gerne tragen, zeigte volle Hüften und ließ deutlich eine Taille erkennen, die noch fast eben so geschmeidig sein mußte, wie diejenige ihrer Tochter.

Donna Isabella Valeria hatte die Zofe eintreten lassen, ohne auch nur sich nach ihr umzusehen, oder die Augen von dem Buche, das sie in der Hand hielt, aufzuschlagen, in welchem sie demungeachtet nicht las.

Sie hörte auch die Mittheilung derselben an, ohne sich zu regen, und ließ eine geraume Zeit auf die Antwort warten.

Dann sprach sie langsam und gedehnt mit jenem Accente, der nur den Damen höherer Stände eigen ist:

„Exellenza soll mir willkommen sein!"

„In welchem Zimmer werden Exellenza empfangen?" fragte die Mulattin.

„In diesem!" entgegnete die Marquise.

Erst bei dieser Antwort hob dieselbe das Auge auf, um einen fragenden Blick auf die Zofe zu werfen, der aber auch, wenn man von dem erhöhten Glanz des dunklen Auges schließen durfte, für eine Drohung gelten konnte.

Die ähnlich wie die Aufwärterinnen bei den sybaritischen Gastmalen der Römer, das heißt leicht und mit durchsichtigen Stoffen gekleidete Mulattin schlug auf jenen Blick das Auge zu Boden, verbeugte und entfernte sich.

Gleich darauf verließ der Diener des Gouverneurs das Haus, und eilte in die Festung zurück.

Eine Viertelstunde später ungefähr trat aus dem Thor derselben die Spitze einer Karavane hervor, welche hätte den Philosophen lächeln, den heitern Lebenslustigen aber laut lachen machen müssen.

Es erschienen nämlich zwei Alzaguils mit weißen Stäben in schwarzer Amtstracht, vor der Brust das Königliche Wappen, baarhäuptig den Hut in der Hand, und marschirten mit gravitätischen Schritten einher.

Eine Strecke hinter ihnen kam der Herr Gouverneur, wie wir ihn bereits beschrieben, nur als Zugabe oder Vervollständigung zu seinem Anzuge noch einen kleinen dreieckigen Hut in der Hand.

Neben ihm gingen zwei Mulatten, welche einen mächtigen Schirm zur Abwehr der Sonnenstrahlen von seinem Haupte über dasselbe ausgespannt hielten.

Vor und hinter der Exellenza trotteten zwei Negerknaben, welche mit Wedeln die Luft in Bewegung setzten, um demselben das Gesicht zu kühlen.

Hinter dieser ebenso lächerlichen als possierlichen Gruppe, wiederum in gewisser Entfernung, folgten der Adjutant und der Sekretair.

Den Zug schlossen abermals zwei Diener, welche wie die ersten ajustirt waren.

Vom Erhabenen bis zum Lächerlichen, vom Würdigen bis zum Gemeinen ist nur ein Schritt; die spanische Grandezza, welche der Karavane den Stempel aufgedrückt hatte, erschien hier wie Charlatanerie, die ernste Würde, welche der Spanier sonst zur Schau trägt, wie verstockte Narrheit, was sie auch in ihrer Uebertreibung war.

Der Zug bewegte sich gravitätisch bis zu der Villa, und als die Exellenza dieselbe betreten, stellte sich das begleitende Personal in zwei Reihen, je nach ihrem Range, der Officier und der Secretair zunächst der Thüre in der Vorhalle auf.

Exellenza schritt unterdessen durch den Flur, ward von einem Diener empfangen, von der Mulattin gemeldet, und trat dann in das Boudoir seiner Gemahlin.

Auch bei seinem Eintritt schien die Marquise nicht für nöthig zu halten, sich zu bewegen.

Der Gouverneur verbeugte sich.

„Exellenza, habe ich die Ehre aufzuwarten!“ sagte er mit mehr Schüchternheit, als einem Gouverneur einer spanischen transatlantischen Provinz eigentlich zukommen mochte.

Die Marquise nickte ein Wenig mit dem Kopfe und entgegnete:

„Exellenza heiße ich willkommen; ich bitte Platz zu nehmen!“

Der Marquis rückte den zweiten Sessel näher und setzte sich.

„Exellenza!“ begann er von Neuem, „muß ich danken, daß mir das Glück zu Theil wird, in diesem Heiligthume empfangen zu werden!“

„Exellenza bemühen sich ohne Ursache; es wäre mir höchst unbequem gewesen aufzustehen, um in einem andern Zimmer zu empfangen!“

Der Marquis biß sich auf die Lippen, doch verbeugte er sich.

Er fuhr fort:

„Ah, und ich hielt es für einen besondern Beweis der Gunst, welche Exellenza —“

„Ich würde Unrecht thun, dies Compliment anzunehmen; denn ich habe es nicht verdient; wodurch wird mir die Ehre —“

„Ach, Exellenza, eine Sache von Wichtigkeit, eine Sache von großer Wichtigkeit, ja von der allergrößten Wichtigkeit —“

„Ich bin gespannt darauf —“

„Es durchkreuzen Pläne meinen Kopf, wichtige Gedanken, Ideen, die indessen nicht zur Reife gelangen können, ohne den schätzenswerthen Rath von Exellenza —“

„Ich werde mich bemühen, Exellenza's Wünschen zu entsprechen, wenn anders die Sache darnach angethan, daß eine Frau —“

„Grade geeignet vor das Forum der Damen, der Frau, der Mutter hauptsächlich —“

„Ah — ah, Exellenza haben Absichten hinsichtlich Donna Maria — allerdings, allerdings, die Marquise ist sechszehn Jahre.“

„Dem Scharfsinne Exellenza's mein Compliment, sechszehn Jahre, ja, ja, und eine richtige Zahl, wenn sie Jahre andeutet —!“

„Leider ja!“ seufzte die Marquise.

„— und!“ fuhr der Gouverneur fort, „da giebt es denn so mancherlei zu bedenken, zu überlegen, zu erwägen. — Zwar muß ich gestehen, daß Alles bei mir nur noch Idee, wirre Idee, kein reifer geordneter Plan ist; denn die Arbeit, die Last der Staatsverwaltung, mein Kopf ist stets so voll —!“

„Exellenza spreche ich mein Bedauern aus!“

„Danke unterthänigst — also so voll, und dergleichen will doch gehörig durchdacht sein; ich wäre untröstlich, wenn mir nicht das unschätzbare Glück zu Theil würde, an Exellenza's Meinung zu appelliren!“

„Excellenza wissen bereits meine Gesinnung in dieser Beziehung!"

„Hatte die Ehre zu vernehmen, allerdings. — Nun ja, die Hauptsache, man kann nicht ewig Gouverneur bleiben!"

„Das ist richtig!"

„Man muß und man wird einen Nachfolger bekommen!"

„Gewiß, gewiß!"

„Aber man besitzt ein gewisses Recht auf das Gouvernement; man könnte es vielleicht vererben —"

„Vielleicht, das ist möglich!"

„Leider aber könnte es unter den obwaltenden Verhältnissen nur mittelbar geschehen!"

„Ich verstehe Excellenza nicht!"

„Ich meine, Donna Marie ist kein — kein Mann, wenn Excellenza erlauben —"

„Ah, das ist wahr, die Marquise würde allerdings nicht Excellenzas Nachfolgerin werden können!"

„Excellenza sehen ein — indessen was nicht unmittelbar sein kann, wäre vielleicht möglich, wenn eine Heirath —"

„Ach jetzt begreife ich, nicht übel, meiner Treu — ich bin begierig, wer der Glückliche ist, den Excellenza mit der Hand der Marquise und dem Gouvernement beglücken will; es ist doch hoffentlich ein Spanier!"

„Ach, was dies betrifft, ein Spanier, ein edler Spanier, ein Staatsmann und ein verdienter Staatsmann!"

„Nun, und wer —?"

„Excellenza dürfen glauben, ich habe ihn beobachtet und scharf beobachtet, denn meinen Augen entgeht —"

„Wollten Excellenza wohl so gütig sein, mir ihn zu nennen?"

„— Er hat bisher jeder Aufforderung entsprochen, Talente entwickelt —"

„Excellenza vergessen — den Namen!"

„— Hat erst neuerdings dem Gouvernement, der Regierung —"

„Den Namen, den Namen!"

„— Dem Staate und der Krone —"

Die ungeduldige Gemahlin des Gouverneurs, welcher nicht minder heftig und leidenschaftlich, als schön war, warf das Buch, welches

sie noch immer in der Hand hielt, zur Erde, daß ein Papagei in seinem Käfige erschrocken schrie:

„Spitzbube — Hülfe, Hülfe!"

Das Gesicht der hohen Dame hatte sich dabei ein wenig höher gefärbt, und sie warf den Kopf zurück, der, was wahrscheinlich das Alter machte, im Zorne nicht mehr so schön als derjenige ihrer Tochter war.

Dann rief sie unwillig:

„Schweig, dummes Vieh — Exellenza, ich langweilte mich bereits, bevor ich die Ehre dieses Besuches hatte. Exellenza scheinen die Absicht zu haben, mich zu tödten!"

Der gefürchtete Gouverneur und furchtsame Ehemann war bei der Zornäußerung seiner Gattin keineswegs gleichgültig geblieben, sondern aufgesprungen und hatte sich hinter den Sessel geflüchtet.

Ein Schalk konnte durch diese Bewegung zu der Vermuthung veranlaßt werden, daß das Buch, statt nur geworfen, auch leicht hätte nach einem gewissen Ziele gerichtet sein können.

Außerdem aber war er noch erbleicht.

„Exellenza!" stotterte er, „ich bitte um Verzeihung —"

„Ich bitte Exellenza, mir zu sagen, was Sie beachsichtigen!"

„Nach dem, was ich bereits gesagt, wollte ich mir erlauben —"

„Kurz, Kurz!"

„— mir erlauben, auf eine Verbindung der Donna Maria mit dem Oberrichter —"

„Ah, dem Oberrichter, Marquis Rovierez?"

„Richtig, Exellenza, auf eine Verbindung mit dem Herrn Marquis hinzudeuten!"

Die Marquise schien erst eine heftige Antwort geben zu wollen, doch schnell besann sie sich und dachte einen Augenblick nach; dann fragte sie langsam:

„— Und Exellenza meinen —?"

„Der Herr Marquis ist ein fähiger Mann, ein Mann von Talenten, bei Hofe angesehen —"

„Pah, bei Hofe —"

„Er hat, wie ich bereits die Ehre gehabt zu melden, dem Staate einen wichtigen Dienst geleistet; ist die Thätigkeit selbst, indem er in eigener Person —"

Die Marquise war immer nachdenklicher geworden und unterbrach den Gouverneur durch die Frage:

„Hat der Marquis Exellenza bereits Absichten kund gegeben?"

„Das nicht, das nicht, indessen Donna Maria ist schön, Donna Maria ist reich! — Das Gouvernement mit in Anschlag gebracht — der Marquis ist von mir abhängig; ich werde in dieser Sache von Wichtigkeit berichten und es könnte nach meinem Dafürhalten nicht fehlen, daß er, versteht sich durch mich, dahin gelangte, uns zu successiren!"

Die Marquise schien jetzt vollständig beruhigt zu sein und wirklich allen Ernstes nachzudenken.

„Man muß überlegen!" antwortete sie gedehnt.

„Außerdem dürften auch unsere Verbindungen bei Hofe —!"

„Pah, bei Hofe!" unterbrach ihn seine Gemahlin wiederum, „wie gesagt, man muß die Sache überlegen! Exellenza bitte ich, mir das Buch wieder zu reichen!"

Der Gouverneur sprang hinzu, hob das Buch auf, übergab es seiner Gemahlin mit einer tiefen Verbeugung und berührte dabei die Fingerspitzen derselben mit seinen Lippen.

Die Marquise nahm wieder das Buch vor die Augen und blickte hinein, was deutlich genug als eine Verabschiedung zu erkennen war, der der Gouverneur auch sofort Folge leistete und sich empfahl, um in der Art, wie er gekommen, wieder nach der Citadelle zurückzukehren.

So wie er aber das Boudoir seiner Frau verlassen, erhob sich diese vom Sopha und schritt einige Male heftig auf und ab, dann blieb sie am Fenster stehen und sagte wie träumend.

„Seine Idee? unmöglich — Donna Maria, wir dürften uns doch nicht etwa in den Neigungen des Herzens, wie in der Schärfe des Verstandes begegnen und messen sollen?"

Sie schritt zum Tische zurück und schellte.

8.

Ein anderes Beichtkind.

An dem Morgen nach der Nacht, welche José Antonio Paez nach seinen Leiden und seinen Anstrengungen so schrecklich verbracht hatte, in der ihn der heftige Schmerz der Seele die Brust zerriß, in der er fast verschmachtete, war Donna Maria wie gewöhnlich erwacht, hatte sich wie sonst ankleiden lassen, und hatte wie immer ihre Neckereien, ihre Ausgelassenheit zuerst gegen ihre Cousine gerichtet.

Die beiden Damen hatten die Nacht in der Festung dem Gotte des Traumes ihr Opfer gebracht und befanden sich deshalb in derselben, als die Zurüstungen zu der Exekution, welcher wir bereits beigewohnt, getroffen wurden.

Donna Maria trat mit der Cousine aus dem Schlafzimmer in dasjenige Zimmer, aus dessen Fenstern sie gestern den jungen Indianer in den Hof reiten sah.

Schon mit dem ersten Schritte, welchen sie hüpfend über die Schwelle desselben machte, durchzuckte sie eine Bewegung, wie sie bei denjenigen sich einstellt, die einen plötzlichen Gedanken haben, einen Gedanken, der entweder ein kommendes Glück oder — ein Unglück verkündet.

Die zweite Bewegung der beiden Damen war dagegen ein Stutzen, weil ungewohnte Klänge an ihr Ohr tönten, und Maria, als die lebhaftere, eilte an das Fenster.

Kaum aber hatte sie einen Blick durch dasselbe in den Hof geworfen, als sie laut aufschrie; aber dieser Ausruf schien Schrecken und Angst zu verrathen.

Solche Gefühle zeigte Maria jedoch so selten, daß auch Donna Elwira erschrak und möglichst schnell der Cousine nacheilte.

Auch sie ließ einen Ausruf hören, aber es war nur ein Ausruf des Erstaunens.

Donna Maria dagegen hatte den Schrecken, welchen ihr der eben

aufgerichtete Galgen verursacht hatte, überwunden und verfinsterte ihre Stirne so weit dies einer jungen schönen Dame möglich ist.

Sie öffnete ferner die Augen so weit, als dies nur anging, als wolle sie nicht allein mit der Pupille desselben, sondern auch mit der ganzen Hornhaut sehen und drückte ihre Hände so heftig gegen den Busen, daß dieser den Eindrücken derselben nachgab und seine anmuthigen Rundungen verlor.

„So schnell schon — so schnell schon?" rief sie mit bebender Stimme.

„Ach, Donna Maria, ach, Cousine, seht Ihr!" stammelte Elwire.

„Bei Gott, ich sehe, liebe Cousine!"

„Ach, ich meine nicht jenes Gerüst, ich meine, wohin Eure Thorheit es gebracht!"

„Meine Thorheit — ja, Ihr habt Recht, meine Thorheit; ach, Don Rovierez, ich konnte nicht ahnen, daß Ihr ein Nichtswürdiger waret!"

„Freilich, freilich ist er es, die Laune eines Mädchens im Ernste zu nehmen, um die Laune eines Mädchens zu fröhnen, einen Menschen hinrichten lassen und wenn es auch nur ein Indianer wäre!"

Der Creolin stand dieser Nachsatz wohl an, weil alle Eingebornen sich verachteten, die Kinder des alten dunkleren Stammes, die des neueren, lichteren und so umgekehrt.

Doch Maria war keine Creolin und der Stolz auf ihre Geburt als Spanierin keineswegs mit jenem Vorurtheile der verschiedenen Raçen gegeneinander zu vergleichen; ihr stand es eher an, sich über alles hinwegzusetzen.

Wie wir wissen, setzte sich Donna Maria nur zu gerne über Alles weg.

„Wie sagt Ihr?" rief sie, „nur ein Indianer, nun so wißt, Donna Elwire, daß dieser Mensch, den ihr nur einen Indianer nennt, für mich sehr viel, daß er mein Geliebter ist!"

„Cousine—!" rief jene wieder.

„Ja Cousine — ja Cousine Elwire — ja Cousine, Weisheit — das ist er, und nun, liebe Cousine, gute Cousine, kluge Cousine, nun steht mir bei, nun zeigt mir, daß es wahr ist, was Ihr mir immer erzählt, daß Ihr mehr Erfahrung habt wie ich. Laßt sie los diese

Erfahrung und helft mir den Menschen, welchen ihr, „nur einen Indianer nennt, befreien, helft mir, ihm das Leben zu retten!"

Maria hatte bei diesen Worten den Arm der Cousine ergriffen und schüttelte diese heftig.

„Aber Cousine —!" wiederholte die arme Elwire ängstlich.

„Ah, ihr wollt nicht oder könnt nicht? — armselige Erfahrung die Ihr habt und Ihr wollt mich leiten und führen, ja sogar beherrschen?"

„Cousine ich erstaune—!"

„Worüber, Mädchen der Ewigkeit, Jungfrau der Unendlichkeit, keusche Seele, weil sie es sein muß, worüber erstaunst Du, daß ich einen Mann mit brauner Haut liebe? zum Henker mit der Haut, ich liebe seine Gestalt, seinen Adel, seinen Stolz, seine stolze Seele; ich liebe ihn weil er tapfer ist, tapferer wie zehn Spanier zusammen, weil er seinen Gegner mitten unter den Seinen aufgesucht, unter dem Schutz seiner Würde, unter dem Schirm seines Amtes — ah die Pest auf diesen feigen Gegner, so war es nicht gemeint, Don Rovierez!"

„Aber so kommt doch zu Euch, Donna Maria!"

„Ich zu mir kommen, Cousine — seid Ihr von Sinnen, kommt Ihr wieder zu Euch, — armselige Kinderseele, denn Euch hat es wohl erdrückt, was ihr gehört?"

Maria richtete mit einem unbeschreiblichen Stolze, mit dem Anstande einer Königin, bei diesen Worten ihren Blick auf die arme Cousine, welche stand, als ob sie vernichtet sei.

Dann schritt sie an den Tisch und schlug mit dem Stäbchen gegen die Glasglocke, daß dieselbe zersprang.

Ein schwarzer Diener trat ein.

Die Marquise hatte indessen, — ihre Ruhe kann man nicht sagen, weil sie nichts weniger denn ruhig war, — ihre Haltung vollkommen wiedergewonnen und sagte gleichsam hinwerfend.

„Ich lasse Don Rovierez bitten mir mitzutheilen, was jene Zurüstungen im Hofe zu bedeuten hätten!"

Der Diener entfernte sich und Donna Maria blieb mit zu Boden gerichteten Augen auf dem Platze, welchen sie gerade einnahm.

Die Cousine wagte nicht, sie anzureden.

Nach Verlauf einiger Minuten kam anstatt des Negers, einer jener Diener der Behörden, welche wir schon in so verschiedenen Vorrichtungen gesehen, um den Bescheid des Marquis auf die an ihn gerichtete Frage zu überbringen.

„Nun?" fragte Donna Maria gespannt.

„Don Roviere3 läßt sich der Donna Marquise empfehlen!" sagte der Mann. „Es hat in der Nacht die Verurtheilung derjenigen Verbrecher stattgefunden, deren staatsgefährliche Verbrechen gestern entdeckt sind und dies Urtheil soll heute vollstreckt werden!"

„Wer — wer sind diese Verbrecher?" fragte die Marquise mit Heftigkeit.

„Eine Anzahl Indianer — Llaneros der Steppe!"

„Ist der gestern hier verhaftete Llanero unter ihnen?"

„Nein, über ihn wird noch ein besonderes Urtheil gefällt werden!"

„Ich danke Euch; doch halt; die Verurtheilten sind wohl Freunde jenes Indiers!"

„Seine Eltern, seine Verwandten, seine Freunde, die Angehörigen der Familie!"

„Ah, ich dachte es mir — und welches ist ihr Verbrechen?"

„Rebellion!"

„So, so, nun ich danke!"

Der Mann ging; die Marquise stand noch immer auf demselben Flecke.

Endlich bewegte sie die blasser gewordenen Lippen und als sie diese eine Zeitlang bewegt, ohne daß ein Laut gehört werden konnte, murmelte sie:

„Oh, Ihr geht weit Don Roviere3; aber das bricht den Stab über Euch. Man sagt uns Spaniern nach, wir seien rachsüchtig, aber Ihr seid nicht allein dies, sondern auch blutdürstig, ein Wütherich, ein Tiger und ah — Cousine, sagtet Ihr nicht, meine Thorheiten seien Schuld an diesem traurigen Ereignisse?"

„Es geschah in der Uebereilung, ich möchte nicht eine solche Schuld auf Euer Haupt wälzen!"

„Thut es, thut es, Cousine, denn es ist so wie ihr gesagt!"

Die Marquise war blaß geworden und ihr Körper bebte leicht, als sie noch einen Blick in den Hof warf.

Hier waren unterdessen die Vorbereitungen zu dem traurigen Akte, der stattfinden sollte, beendet, die Truppen aufgestellt worden und das Gerichtspersonal zeigte sich unter dem Portale.

Marie hatte nur leise gebebt, als sie ersteres sahe, sie wurde von einem Fieberschauer geschüttelt, als das letztere hervortrat, an deren Spitze sich Don Rovierez befand.

Donna Marie stieß einen leisen Ausruf aus und trat zurück.

Plötzlich aber wendete sie sich zu der Cousine um:

„Elwire!" rief sie „wenn Ihr mich liebt und Ihr sagt ja immer, daß Ihr es thut, so beweist jetzt diese Liebe!"

„Was soll ich thun, Cousine?"

„Begleitet mich!"

„Aber wohin denn, Cousine?"

„Folgt mir und Ihr werdet es sehen!"

„Ihr seid so aufgeregt, Donna Maria!"

„Oh, fürchtet Nichts; beim Himmel, es ist vielleicht das Beste was ich je gethan; wollt Ihr?"

„Ihr wißt, ich kann Euch nichts abschlagen!"

„So kommt!"

Und Donna Marie ergriff die furchtsame Cousine beim Arme und zog sie mit sich fort.

Sie führte sie aus dem Zimmer hinaus, den Corridor entlang und die Treppen hinab.

Sie riß die arme Elwire förmlich von der letzten Treppenstufe herunter und unter das Thor des Schlosses; alles mit einer Schnelligkeit, als liege in jeder Sekunde Versäumniß, ein unersetzlicher Verlust.

„Cousine—!" keuchte Elwire.

„Cousine, Du hast versprochen!" flüsterte Marie.

Elwire schwieg und Maria zog sie aus dem Thore durch eine heranströmende Menschenmenge auf die Straße.

Auf dem Hofe schien eine laute Stimme zu sprechen und einzelne Worte erreichten das Ohr der beiden Mädchen.

„Ha!" rief Maria, „wie fürchterlich!"

Als sie eine Strecke, sich bahnbrechend durch die herbeilenden Menschen, gegangen, krachte die erste Salve.

„Gräßlich, gräßlich!" stöhnte Maria.

Die Donna zerrte ihre Cousine immer weiter auf die Villa zu, und Elwire glaubte, sie wolle dorthin um den Anblick der Hinrichtung zu vermeiden.

Aber es ging an der Villa des Gouverneurs vorüber, immer an derselben Seite des Plaza entlang; man ging bis zu dem Thore des Klosters, auf welchem ein Glöckchen mit hellem Klange zur Messe rief.

Welcher Hohn für das Menschengeschlecht lag in diesen Tönen eines leblosen Gegenstandes, die eine Anzahl Gläubiger zum Gebete rief; Gläubige, die dem Höchsten, dem Herrn der Herren, ihren Dank stammeln sollten, dem Herrn, der für Verbrecher nur Verzeihung, für Sünder nur Vergebung hat; welcher Spott lag in diesen hellen silbernen Klängen grade in dem Augenblick.

Hier die Hand des frommen Priesters, welche den reuigen Sünder, das verlorene Schaf wieder zurückführte zur Heerde des Herrn; dort der sündige Mensch, der den Bruder schlachtete, weil er nicht für Vergehen Verzeihung hatte, wie der Himmel für Sünden Vergebung.

Maria und Elwire traten durch das Thor in das Kloster, schritten über den Hof und traten durch das Portal in die Kapelle.

Aber das Gotteshaus war leer; die Erflehung der Gnade des Himmels hatte Zeit und konnte aufgeschoben werden; die Grausamkeit des Menschen nicht, man mußte dem von ihr bereiteten Schauspiele den Vorzug geben.

Diejenigen, welche zur Kirche gehen wollten, waren von dem Strome derer, die zur Hinrichtung eilten, mit fortgerissen worden.

Die Kapelle war also leer, und der Priester, welchem José gebeichtet, las die Messe den unbesetzten Bänken.

Die Misse der Orgel tönte nur für die weiten Bögen des Gewölbes.

Die beiden Mädchen traten ein und warfen sich auf die Knie; Maria zitterte wie ein Espenlaub.

Als die Messe zu Ende war, zeigte sich an der Person des jungen Mädchens dasselbe, was wir bei dem jungen Indier bemerkt haben.

Maria war unschlüssig, oder schien es wenigstens zu sein, und

es bedurfte erst die Aufforderung ihrer Cousine, daß sie gehen solle, bis sie wirklich ging.

Der Priester wartete ihrer.

Maria ging nach einer raschen Bewegung, als wolle sie dadurch die Beklommenheit ihres Herzens abschütteln, den Gang entlang.

Aber nur die ersten zwei oder drei Schritte waren fest und sicher, die nächsten unsicher und die Stufen zu dem Altare empor schwankte sie, nicht als sei sie die Marquise Donna Maria, die Tochter des Gouverneurs, sondern ein schuldbeladenes ihrer Schuld bewußtes Mädchen.

Das ist die Gleichheit der Menschen vor Gott; der Höchste wie der Niedrigste, der Trotzigste und Stärkste, wie der Schwächste und Furchtsamste, beugen den Nacken gleich tief, wenn sie sein Antlitz schauen.

Wer dies aber nicht thut, erkennt den Herrn momentan nicht, weil er blind ist, blind in seinem stolzen Wahne, bis er sehend wird.

Wenn er aber seine Blindheit abstreift, beugt er nicht blos seinen Nacken, sondern sinkt vernichtet in den Staub; derjenige, welcher zu stolz war, seinen Rücken zu beugen, fällt zerschmettert nieder, weil seine Kraft zu schwach ist ihn aufrecht zu erhalten, seine vermeintliche Kraft ihn verläßt, wie ihn die Hülfe Gottes verläßt.

Wer den Allmächtigen nicht erkannt hat im Glücke, den erkennt er nicht im Unglück.

Donna Maria wankte bis zu dem Altare und warf sich auf derselben Stelle zu Boden, wo es der Indier gethan.

Sie faltete, wie er, die Hände krampfhaft zusammen, und hob sie empor, aber sie betete nicht, sie begann zu schluchzen und weinte.

Donna Maria weinte?

Ja, sie that es, und die Thränen, die jetzt über ihre bleiche Wangen rannen, waren nicht wie sonst, wohl Thränen des Eigensinns oder Zornes, sondern des Schmerzes.

Nehmet Euer Urtheil zurück, wenn ein solches über das arme Mädchen schon fertig gewesen sein sollte, denn wer Thränen des Schmerzes weint, hat ein Herz, wer ein Herz hat, der hat auch Gefühl, und wer Gefühl hat, der ist auch des Bessern fähig, obschon er es bisher zu thun unterlassen oder nicht zu thun verstand.

Ja noch mehr, Maria empfand in diesem Augenblicke Reue, wahre aufrichtige Reue über das, was sie gethan, nachdem sie die Folgen davon gesehn.

Das war ihre Absicht nicht gewesen.

Mit derselben Leidenschaftlichkeit, welche ihr ganzes bisheriges Thun und Treiben bezeichnete, gab sie sich deshalb dem wilden Schmerze hin, der ihre Brust zerriß.

Der Pater ließ dem Mädchen vollkommen Zeit, diesem ersten Anstürmen eines reuigen Gefühls nachzuhängen und murmelte vor sich hin:

„Wie — sollte er Recht gehabt haben?"

Als das Schluchzen der Büßerin nachließ, neigte er sich zu ihr herab, wie er sich gestern zu José herabgeneigt und fragte das Mädchen, wie er jenen gefragt hatte:

„Was ist Dein Begehr, meine Tochter?"

„Ich bin eine große Sünderin, mein Vater!"

„Es muß eine bedeutende Schuld sein, meine liebe Tochter, welche dein Gemüth beschwert, daß es seinem Schmerze in dieser Weise Luft macht, ja, es muß wohl eine große Sünde sein die du begangen, daß sie Dich in diesem Alter, dem sorglos frohen der Jugend, welches auch das der Unschuld sein sollte, zu Boden wirft; doch tröste Dich, mein Kind, vor dem Herrn der Herren ist keine Sünde so groß, als daß sie nicht gesühnt werden könnte, denn das schuldlose Blut seines Sohnes ist vergossen, die Sünden der Menschheit wegzuwaschen.

Was hast Du gethan, meine Tochter?"

„Ich habe eine Sünde begangen ohne Namen, heiliger Vater, ich habe mich gegen Gott und die Natur vergangen!"

„Wie — verstehe ich recht? Solltest Du am Heiligsten gezweifelt und gefrevelt haben? Die schwerste Sünde ist Ketzerei und Ketzerthum, Ketzerei aber ist, wenn Du den Herrn Deinen Gott verleugnest und verräthst!

„Ich habe es gethan, mein Vater!"

„Du sprichst irre, meine Tochter, Du bist im Glauben und in der Gottesfurcht aufgezogen, ich selbst habe Deine Bekenntnisse gehört und Deine Schwüre, so Du gethan, empfangen: ich habe Dich reifen

und in die Heerde der Gläubigen aufnehmen sehen; Du kannst Deinen Schöpfer nicht verrathen haben!"

„Ich habe ihn vergessen, und aus meinem Herzen gerissen, heiliger Vater, und ich bin den Weg der Sünde gewandelt!"

„Du bist leichtsinnig gewesen, das böse Fleisch hat über die Frömmigkeit des Herzens den Sieg davon getragen; fürchte Dich nicht, der Herr will denen nicht zürnen, welche unterliegen in dem Kampf mit dem Bösen und absichtslos und leichtsinnig sündigen!"

„Oh mein Leichtsinn hat nur zu schreckliche Folgen gehabt, mein Vater!"

„Du hast diese Folgen nicht beabsichtigt meine Tochter, die Absicht ist es, die der Herr straft an der Handlung!"

„Ich hatte auch die Absicht zu sündigen!"

„Das ist traurig, aber reichen die Folgen über die Absicht hinaus, hast Du sie in der letztern nicht mit aufgenommen oder erkannt, so wirst Du für sie Verzeihung finden, meine Tochter!

„Ich danke, mein Vater!"

„Nicht mir darfst Du danken, meine Tochter, sondern dem Herrn der Dir verzeiht; bete zu ihm, daß er Dich leite und auf den Weg der Besserung führe!"

„Ich darf also auf Vergebung meiner Sünden hoffen?"

„Nenne mir Deine Sünden, mein Kind, und so sie vergeben werden können, soll es geschehen!"

„Mein Vater, ich ward von einem jungen Manne geliebt — ich glaube er liebte mich sehr!"

„Wußtest Du es gewiß!"

„Ach ja, ich wußte es gewiß, denn ich konnte es in seinen Blicken, in seinen Zügen lesen, obwohl er mir nie so nahe gekommen ist, ein Wort an mich zu richten!"

„Die Liebe, mein Kind, ist diejenige Sünde des Menschengeschlechtes, welche Gott schon von vorne herein verziehen und die der Mensch schon gesühnt hat. Adam und Eva wurden aus dem Paradiese verbannt wegen dieser Liebe, und Gott legte um der Sünde willen uns die Last der Arbeit auf!"

„Aber ich, ich liebte ihn nicht wieder und trieb meinen Spott mit seiner Liebe!"

„Das ist ein arges Herz, welches zum Spotte geneigt ist, denn es heißt, Du sollst keine Creatur der Schöpfung geringachten, Spott aber ist Verachtung! Du hast dem Herzen des Menschen wehe gethan, das war unrecht von Dir!"

„Ach ja, mein Vater, um so mehr als ich jetzt fühle, daß ich ihn dennoch liebe!"

„Deine Strafe ist Deine Reue!"

„Oh, ich bereue mein Vergehen, ja — aber ich handelte auch außerdem, daß ich meinen Spott mit ihm trieb, schändlich; ich stachelte einen Wütherich an, ihn zu tödten."

„Was hattest Du für eine Ursache dazu, meine Tochter?"

„Keine, durchaus keine, mein Vater, es war nur kindischer Uebermuth, welcher mich dazu trieb."

„Du stehst noch in einem Alter, welches halb Deiner Kindheit, halb der Jungfrau angehört; ist der Eigenwille der Kindheit in Dir vorherrschend, so kann er durch die Verhältnisse, in welchen Du lebst, gefährlich werden, meine Tochter, hüte Dich!"

„Oh, mein Vater, er ist es schon geworden!"

„Dennoch mußtest Du eine Veranlassung haben, den tödten zu lassen, von welchem Du sagst, daß Du ihn jetzt liebest, und gegen den Dein Herz auch zu jener Zeit nicht ganz gleichgültig gewesen sein kann!"

„Mein Vater, ich dachte —"

„Sprich, meine Tochter!"

„Oh, mir sind von den Männern so viele Sachen gesagt worden, die unklug waren, und ich habe so viel von ihnen thun sehen, was unsinnig erschien —"

„Das glaube ich gerne, mein Kind, sprich weiter!"

„— ich sah sie vor mir hinknieen, wie man es nur vor Gott soll, und sie hoben ihre Hände zu mir empor, als wollten sie mich anbeten!"

„Es waren Gotteslästerer und Heiden, die dies thaten, mein Kind!"

„Ach, das waren sie wohl — sie seufzten und stöhnten, ich weiß nicht wovon, und schwuren, ich weiß nicht mehr was, da zog die Eitelkeit in mein Herz, ich winkte, und sie flogen, ich schmollte, und sie thaten, als wenn sie sterben wollten!"

„Es waren künstliche Seufzer, lügenhafte Reden und falsche Schwüre, die Du gehört, mein Kind!"

„Erwiderte ich aber auf dies Alles ein freundliches Wort oder lächelte ich, so sagte man, daß man sich für mich tödten lassen wolle, daß man mich ewig lieben werde. Dann wieder blickten diejenigen, gegen welche ich freundlich gewesen und diejenigen, denen ich schmollte, sich wüthend an wie reißende Thiere, stießen Beleidigungen aus, und haben sich wohl auch zu tödten versucht. Ich hatte mein Vergnügen hieran und betrachtete diese Männer als ein Spielzeug!"

„Was Du gethan, war eine weniger schwere Sünde, als Du denkst; es war kindlicher Uebermuth, welchen Jeder erkennen konnte, und wer ihn nicht erkannte, verdiente eine Züchtigung, beruhige Dich, meine Tochter!"

„Da erklärte mir ein Mann seine Liebe und ich versprach die Erwiderung derselben unter einer Bedingung!"

„Welcher, mein Kind!"

„Unter der Bedingung, denjenigen zu tödten, welcher mir nur mit seinen Blicken sagte, daß er mich liebe!"

„Hat jener vollbracht, was Du von ihm verlangtest?"

„Ach nein, aber er hat mehr gethan, als ich verlangte, und ich bin Schuld daran!"

„Wer ist jener Mann, den Du liebst?"

„Ein Indier der Steppe!"

„Ein Indier?"

„Ja, mein Vater!"

„Meine Tochter, meine Tochter, Du bist auf einem schlimmen Wege, und diese Liebe wird Dir und den Deinigen vielen Kummer bereiten!"

„Oh, nur mir allein, mein Vater, denn der Mann, welchen ich liebe, ist im Kerker, und wird denselben nur verlassen, um zum Tode zu gehen, eine ewige Scheidewand wird zwischen uns aufgerichtet werden!"

„Im Kerker, sagst Du?"

„Ja, ehrwürdiger Vater, im Gefängnisse auf Veranlassung dessen, von dem ich seinen Tod verlangte!"

„So schonte er seines Lebens?"

„Gewiß nur, um es ihm um so sicherer zu nehmen, ach ich wußte, daß der Eine muthig sein werde, und glaubte, auch der Andere würde

es sein; es schien mir ein köstliches Vergnügen, sie an einander zu bringen. Aber dieser war feige und benutzte seine Stellung, das auszuführen, was ich verlangte!"

„Seine Stellung — war es das, wovon Du sagtest, daß Du es nicht verlangtest!"

„Oh nein, es ist noch schlimmer — er hat die sämmtlichen Angehörigen des andern Mannes eingezogen, sie unter nichtigem Vorwande verurtheilt, und in diesem Augenblicke —"

„— In diesem Augenblicke, sagtest Du?"

„Ja, in diesem Augenblicke werden sie getödtet!"

„Ah —!" rief der Pater plötzlich, indem sich seine Braunen zusammenzogen und seine Augen erweiterten, „und wer ist der Mann, der jene tödten läßt!"

„Der Marquis Don Rovierez, der Oberrichter der Provinz!"

„Der Marquis Rovierez —?"

„Ja, mein Vater!"

Der Jesuit blickte einige Sekunden auf das Mädchen nieder, welches seinen Blick zerknirscht zu Boden senkte.

Dann bog er seinen Kopf zu demselben hinunter und sprach:

„Meine Tochter, Deine Sünden sind groß und schwer, aber sie sollen Dir vergeben werden, um das Blut desjenigen, der für sie schuldlos in den Tod gegangen; gehe hin und sündige fortan nicht mehr!"

„Dank, mein Vater! was soll ich thun, um den Mann zu retten, der um meinetwillen leidet!"

„Meine Tochter, er leidet nicht Deinetwegen, sondern die Strafe des Himmels hat ihn getroffen, wie sie alle diejenigen trifft, die nicht aufrichtig bereuen, und den Vorsatz haben noch ferner zu sündigen!"

„So muß er also sterben, und ich habe seinen Tod verschuldet!"

„Er wird nicht sterben, wir wollen zu dem Herrn bitten, daß er ihn am Leben erhalte, damit er nicht in Sünden dahinfahre. Sei getrost meine Tochter, er wird leben!"

„Darf ich Eure Hand küssen, heiliger Vater?"

Der Padre reichte dem Mädchen die Hand, welche dieselbe demüthig und kindlich, wie eine gute Katholikin küßte, während er sie segnete.

Dann schritt Marie tief ergriffen zu der Cousine zurück, und verließ mit derselben die Kirche.

Der Mönch aber blieb vor dem Altare stehen, und sah Beiden nach; als sie verschwunden, verfinsterte sich seine Stirne, und seine Augen suchten den Boden.

„Also das war die Ursache!“ murmelte er, „Herr Marquis, Ihr durftet Euch nicht so empfehlen, Euch hatte die Gunst des Günstlings schon empfohlen!“

9.

Gouverneur und Commandeur.

Der Marquis Oberrichter hatte Ursache sich an dem jungen Amerikaner zu rächen, so wie sein Versprechen gegen Donna Maria zu halten.

Beides war im Grunde genommen nicht so schwierig; denn jenes betraf ja eben nur einen Indianer.

Man wird sich aber erinnern, daß der Offizier, welcher bei der Verhaftung den Marquis unterstützen sollte, ihn eben nicht allzusehr respectirt hatte, sondern sich sogar widerspenstig zeigte.

Dies wirkte beunruhigend auf die Sache, und erklärte die Eile noch auf andere Weise, womit der Oberrichter, wie es schien, sich rächte und den Wünschen der Donna Maria nachkam.

Denn der Offizier war ein Spanier, und mit einem gebornen Spanier durfte man nicht umgehen, wie mit einem Llanero der Steppe, sondern es mußten Beweise und überführende Beweise vorhanden sein, wenn man irgend eine Beschuldigung gegen ihn erhob.

Der Oberrichter dachte und wußte dies, jedoch kannte er nicht ganz die Stellung, welche ein Spanier in der Colonie einnahm.

Er richtete es deshalb nach seiner Meinung so ein, daß er auch diesen Menschen, der die Frechheit gehabt, ihm zu widerstehen, bestrafen oder doch für dessen strenge Bestrafung sorgen konnte.

Aber leider hatte er und die Räthe des Gerichts über den Mann kein Urtheil zu fällen, sondern ein Kriegsgericht, bestehend aus den übrigen Offizieren der Garnison, und der Marquis konnte nur als Kläger auftreten.

Was aber seine Beweise anbelangt, so hielt er es eben für hinreichend, wenn er das gefällte Urtheil des Criminalgerichts vorlegte, und dem Soldaten eine Theilnahme an dem Geschicke des Indianers bewies.

Die Chronik jener Zeit hat nicht recht genau aufbewahrt, ob es damals bereits Exklusiv-Zustände gab, um gewisse Verbrechen schneller abzuurtheilen.

Hatte man sie indessen noch nicht dem Namen nach gefunden, so bewies man durch die That, daß sie bekannt waren; denn verhältnißmäßig eben so schnell, wie die Indier verurtheilt waren, ward der verhaßte Offizier vor ein Kriegsgericht gestellt.

Natürlich geschah dies nur auf Betrieb des Marquis, der bereits eine gewisse Herrschaft über den Gouverneur erreicht hatte; das geflossene Blut schien ihn nur noch mehr zu reizen.

Auch dies war natürlich.

Denn Spanien stand bereits seit fast zehn Jahren im Ausnahme- oder Günstlingszustande, und der Marquis Alvierez war in dieser Schule erzogen, er hatte es nicht anders kennen gelernt, als daß man jedes Hinderniß mit Gewalt und so schnell als möglich aus dem Wege räumen müsse.

Es ist übrigens merkwürdig, wie sehr Spanien von Anfang an bis auf die heutigen Zeiten durch jene Günstlingsherrschaften zu leiden hatte.

Zwar wußten sich auch in anderen Staaten einzelne Männer emporzuschwingen, und wenn man so sagen darf, den Herrscher zu beherrschen.

Aber zwischen diesen und den Günstlingen der Könige Spaniens waltete ein ganz besonderer Unterschied ob: die Ersteren waren in der Regel Männer von Talent und Genie, von ausgezeichneten Fähigkeiten, welche das Wohl des Staats beabsichtigten und förderten, während die Letztern sich als die Unfähigkeit in Person zeigten, und allgemach das Land seinem Untergange entgegenführten.

Der Mann, welcher zu der Zeit, von welcher wir sprechen, über dem spanischen Thron stand, und Spanien, wie dessen Kolonien beherrschte, wird als einer der Unfähigsten geschildert, welche je eine solche Stellung einnahmen; als einer der Böswilligsten, welche nur je die Zügel der Regierung eines Landes ergriffen haben.

Doch möge die Beurtheilung dieser Person einstweilen aufgeschoben bleiben, um zunächst deren merkwürdige Carriere, welche mit unglaublicher Schnelligkeit gemacht wurde, kennen zu lernen.

Carl IV. hatte im Jahre 1789 den spanischen Thron bestiegen.

Während der Regierung seines Vaters, des ruhmvollen Königs Carl III., hatte sich das Land sehr wohl befunden, und der Premierminister Aranda suchte diesen Zustand auch während der folgenden zu erhalten.

Jedoch das Jahr 1789 war ein bedeutungsvolles für die Welt.

Auch Spanien sollte dies empfinden, und sein Geschick wanderte in diesem verhängnißvollen Jahre in der Gestalt eines armen Edelmanns, der nichts weiter besaß, als eine ausgezeichnete Gestalt, einen schabigen Anzug und eine Guitarre durch die Thore von Madrid.

Dieser Edelmann aber hatte einen Bruder in der Leibgarde des Königs, welcher fast eben so arm wie er, das heißt, wie die mehrsten spanischen Edelleute jener Zeit, war, und zu jenem begab er sich, nachdem er seine Guitarre dem Wirthe als Pfand für die Vergütigung des Nachtlagers zurückgelassen hatte.

Der arme Leibgardist war eben nicht sehr erfreut über die Ankunft seines noch ärmeren Bruders aus der Provinz, und befragte ihn vor allen Dingen nach seinen Absichten.

Er erschrak, als dieser ihm rund heraus erklärte, daß er nach Madrid gekommen sei, um sein Glück zu machen.

Dieser Schreck aber war ein höchst väterlicher.

Denn dem Soldaten mit seinem geringen Traktement, welches zu Zeiten sogar ganz ausblieb, und nur grade vor dem Verhungern schützte, schwebte einzig und allein die Existenzfrage des Herrn Bruder vor Augen.

Er sah denselben Tag für Tag kommen, um die Mahlzeiten mit ihm zu theilen, welche schon für ihn nicht ausreichten.

Don Louis Godoi, so hieß der Soldat, machte Don Manuel Godoi, so hieß der junge Edelmann, hierauf aufmerksam.

„Bruder," entgegnete Don Manuel, „sei unbesorgt, ich werde Dir nicht zur Last fallen, und Alles, was ich von Dir verlange ist, mich Deinen hohen Gönnern zu empfehlen!"

„Meinen hohen Gönnern?"

„Deinen höchsten und allerhöchsten, mein guter Bruder, und das Weitere sei meine Sache!"

„Nun, ich will versuchen, was ich thun kann!"

„Ich danke Dir, Gott befohlen, Bruder Louis!"

„Lebe wohl, Manuel!"

Don Manuel ging von seinem Bruder direkt wieder zu seinem Wirthe, stellte sich mit wichtiger Miene vor denselben hin und begann:

„Hört ein Mal, mein Freund, seht mich an, blickt in mein Gesicht, schaut auf meine Hände, die, wie ich Euch zuschwöre, noch nie eine andere Arbeit verrichtet, als meinen Leib zu füttern, und seht hier meine Taschen, die vollständig leer sind, ich glaube, dies werden für Euch hinreichende Beweise sein, mich für einen Edelmann zu halten!"

„Der Teufel!" rief der Wirth, „ich sehe Alles, und es ist wohl möglich, daß Ihr ein Hidalgo seid, —"

„Halt, nicht weiter, wenn Euch Euer Leben lieb ist. — Dort hängt meine Guitarre, gebt mir meine Guitarre!"

„Was soll die Guitarre?"

„Ihr werdet es sehen!"

Der Wirth langte die Guitarre vom Nagel, und reichte sie kopfschüttelnd seinem sonderbaren Gaste.

Dieser spielte und sang eine Seguidilla, und der Wirth stand wie versteinert.

Als Don Manuel Godoi geendet hatte, fragte er:

„Habt Ihr gehört?"

„Bei der Jungfrau Maria, das habe ich!"

„Nun, so hört weiter!"

Der junge Edelmann spielte und sang einen Bolero, und der Wirth stand noch immer, als sei er zu Stein geworden.

„Habt Ihr gehört?" fragte jener wieder.

„Beim Himmel, ja, und ich hörte noch nie so etwas!"

„Nun, so hört weiter!"

Dies Mal aber sang und spielte Don Manuel nicht, sondern

sprach, und die Worte, welche er sprach, hatten für das Ohr des Wirthes einen noch lieblicheren Klang, wie der Gesang und das Spiel.

Er sagte also:

„Nun, so hört weiter: ich werde jeden Abend vor Eurer Thüre singen und dies drei Monate, alsdann drei Monate hier in der Schenkstube, und dann gegen Entree sechs Monate dort in dem Saale, das macht zusammen ein Jahr, und ich hoffe, in diesem Jahre Euch zum Manne zu machen!"

„Ah, zum Henker, das könnte möglich werden!"

„Dafür verlange ich nichts weiter, als während dieses Jahres freie Kost und Herberge; seid Ihr zufrieden?"

„Topp, ich schlage ein!"

„Gut, auf Edelmannswort, doch nun, nachdem die Sache abgemacht ist, gebt mir ein Frühstück, und zwar ein gutes, denn ich bin ein wenig verwöhnt!"

Der Wirth beeilte sich, das Frühstück aufzutragen, und gab nicht blos ein gutes Frühstück, sondern auch ein gutes Mittag- und Abendessen.

Dagegen sang Don Manuel Godoi am Abend vor der Taverne und die ganze Straße lief zusammen.

Er sang am zweiten Abende vor derselben und die Bewohner des Stadtviertels drängten sich in der einen Straße zusammen.

Er sang am dritten Abende und halb Madrid kam ihn zu hören.

Er sang am vierten Abende und aus allen Theilen der Hauptstadt strömten Neugierige herbei; die Taverne war stets zum Erdrücken und Sticken voll und der Wirth hatte eine Einnahme, wie er sie sonst während eines ganzen Jahres nicht gehabt.

Dies ging während der drei ersten Monate so fort, und überall fragte man, wer der Sänger sei; aber Manuel nannte sich Niemand.

Während der drei nächsten Monate ward die Gesellschaft der Taverne eine auserwählte und der Gastwirth reich.

Manuel sang immer noch für Essen und Herberge.

Jetzt begannen aber die Monate, wo er Geld einstreichen wollte, und die Concerte im Saale nahmen ihren Anfang.

Man hätte glauben sollen, der Sänger sei unterdessen etwas alltägliches geworden.

Aber mit nichten; je mehr er sich zurückzuziehen schien, desto ärger ward der Zudrang.

Der Concertsaal war am ersten Tage vollständig besetzt, am zweiten gedrückt voll, und am dritten Abende mußte sich ein Theil der Gesangliebhaber begnügen, den Sänger im Nebenzimmer zu hören, ohne ihn zu sehen.

Am nächsten Tage begab sich Manuel wieder zu seinem Bruder.

Ah — der Bruder bekam aufs Neue einen Schreck, er hatte Don Manuel vergessen.

„Nun, Bruder!“ sagte Manuel ruhig, „das ist unrecht von Dir, doch ich hoffe, Du wirst dies Unrecht gut machen!“

„Zum Henker, da ist etwas gut zu machen, ich bin selbst ein armer Teufel, und stecke gegenwärtig in einer Klemme, die mich verzweifeln machen könnte!“

„Was fehlt Dir, guter Bruder?“

„Man hat mich seit zwei Tagen zum Offizier gemacht, und ich bin nicht im Stande meine Equipage zu beschaffen!“

„Ah, das trifft sich gut, hier sind zweihundert Piaster, lieber Bruder, equipire Dich!“

Der neue Offizier riß Augen, Mund und Nase auf.

„Aber, mein Gott, wie kommst Du dazu, Manuel?“

„Ich habe es verdient, Bruder, ich bin der unbekannte Tavernensänger, von dem ganz Madrid entzückt ist!“

„Wie, Du hättest —“

„Ja, ich habe und ich werde, wenn mein Bruder jetzt sein Versprechen nicht hält, auch meinen Namen nennen und sagen, mein Bruder sei Offizier in Seiner Majestät Leibgarde, das wird mich ohne Deine Empfehlung empfehlen!“

„Ah, sei ruhig, es wird sich machen!“

„Nun, ich sage, daß ich darauf hoffe!“

Die Brüder trennten sich wieder.

Außer dem Avancement war aber mit Don Louis Godoi noch etwas Anderes vorgegangen.

Er war, wie sein Bruder, ein sehr schöner Mann, und eine Kammerfrau der Königin hatte sich in ihn verliebt. Er schwor, daß er sie wieder liebe.

Die Richtigkeit des Schwurs wollen wir indessen nicht verbürgen.

Diese Kammerfrau der Königin aber machte Don Louis auf seinen Bruder aufmerksam und sie wünschte ihn zu hören.

Don Louis Godoi brachte Manuel zu seiner Geliebten und die Geliebte fand seinen Gesang allerliebst.

Sie sprach von dem Sänger zu der Königin.

Die Königin sprach den Wunsch aus, ihn ebenfalls zu hören, hörte ihn, und fand den Sänger, sein Spiel und seinen Gesang reizend;

Die Königin empfahl Manuel dem Könige.

Der König befahl ihn zu rufen, weil er sich überzeugen wollte, ob man nicht zu viel von diesem merkwürdigen Menschen gesagt.

Don Manuel Godoi erschien, spielte und sang vor dem Könige und der König war entzückt von ihm.

Es läßt sich nicht bestreiten, Godoi besaß Talent, aber er war auch schön, und besaß auch Ehrgeiz; ihm war es nie darum zu thun gewesen, als Sänger zu glänzen, es war nur ein Mittel zum Zwecke, daß er diese Laufbahn eingeschlagen hatte.

Der König verlangte, daß er sich eine Gnade ausbitten solle, und Godoi hätte weiß Gott was erbitten können.

Er bat jedoch nur um eine Stelle in der Leibgarde, die natürlich gewährt wurde.

Bald darauf ward er Adjutant der Compagnie.

Im Jahre 1791 ernannte ihn der König zum Generaladjutanten der Leibgarde und zum Großkreuz des Ordens Carl III.

1792 zum Generallieutenant und Major der Leibgarde; zum Herzog von Alcudia und zum ersten Staatssecretair an Arandas Stelle, den er verdrängt haben sollte, und endlich zum Ritter des Ordens vom goldenen Fließe.

1795 schloß der erste Minister den Friedensvertrag mit Frankreich selbstständig ab.

In demselben Jahre ward er zum Grand erster Klasse und zum Friedensfürsten ernannt.

In demselben Jahre erhielt er eine Domaine zum Geschenk, die ein jährliches Einkommen von 50,000 Piastern abwarf.

Am 19 August 1796 schloß er zu Ildephonso selbstständig eine Offensiv- und Defensiv-Allianz mit Frankreich ab.

Im September 1797 vermählte er sich mit einer Cousine des Königs, Tochter des Infanten Don Louis, und Schmeichler wiesen nach, daß er vom Kaiser Montezuma abstamme.

Im Jahre 1798 legte er das Ministerium nieder.

Die weitere Geschichte dieses Mannes gehört gegenwärtig hier nicht her, doch werden wir später Gelegenheit haben, darauf, so wie auf den Werth oder Unwerth des Mannes zurückzukommen.

Daß sich aber an die Fersen eines solchen Mannes, dessen Glücksstern so glänzend aufging und strahlte, wieder eine Menge Anderer fesselte, deren Glücksstern er selbst war, dürfte wohl nicht bezweifelt werden.

Selbst ein Günstling, hatte er Günstlinge; selbst durch die Gunst des Königs zu Allem berechtigt, waren es auch seine Günstlinge, und unter ihrem Drucke schmachtete daher das Land.

Im Jahre 1798 mußte irgend Etwas vorgefallen sein: Was, ist unbekannt, und sein Glück stand einen Augenblick auf der Wippe.

Aber er beherrschte es dies Mal noch, und war ehrenhaft genug, vor seinem Austritte aus dem Ministerium seine Günstlinge zu versorgen.

Der Marquis Rovierez gehörte zu ihnen, und was der Gouverneur von Venezuela fürchtete, in Bezug auf die Beaufsichtigung seiner Person, war nur zu gerechtfertigt.

Was er aber beabsichtigte, aus dem Marquis zu machen, war dieser schon; denn er hatte bereits die Anwartschaft auf das Gouvernement in der Tasche, und von ihm hing es ab, dasselbe auf die eine oder die andere Weise zu erledigen, um es selbst zu übernehmen.

Man sieht also, daß der Oberrichter wohl Recht hatte, durchgreifende Maaßregeln anzuwenden.

Jedoch, wenn Spanien auch die Kolonien beherrschte, und diese fürchterlich unter dem Drucke seufzten, so lagen sie doch immer nicht in Spanien selbst.

Der Marquis sollte davon einen unangenehmen Beweis haben, und zugleich einsehen, daß mit der spanischen Tyrannei noch nicht die Günstlingsmacht in den überseeischen Provinzen Fuß gefaßt hatte.

Im Uebrigen aber war dasjenige, worauf Don Rovierez stieß, eigentlich nur die alte Eifersucht zwischen Militair- und Civilbeamten,

wie wir sie zu allen Zeiten und in allen Ländern mehr, oder minder heftig hervortreten sehen können.

Freilich ahnte er davon nichts, und seine Meinung, man möchte sagen das Bewußtsein seiner Machtvollkommenheit, konnte auch nicht erschüttert werden durch die Gefügigkeit, mit welcher jener Offizier verhaftet worden, mit welcher sich die Offiziere versammelt hatten, und mit der der Malefikant jetzt vor Gericht gestellt zu werden schien.

Auf seinen Betrieb war das Kriegsgericht an dem Nachmittage desselben Tages, an welchem er bereits ein Beispiel seiner Gerechtigkeitspflege gegeben hatte, zusammen berufen worden.

Zugegen waren außer dem Commandeur, dem Oberstlieutenant Centifuego noch fünf andere Offiziere, sämmtlich mit ernsten, wenn nicht finstern Gesichtern.

Sodann der Gouverneur, der vielleicht in diesen Gesichtern las, oder dem eine eigene Ahnung sagte, daß die Sache nicht sehr erbaulich ablaufen dürfe, und dem dieserhalb dicke Schweißtropfen von der Stirne rannen.

Außerdem aber Don Rovierez, welcher noch seine fünf Räthe mitgebracht hatte.

Die Begrüßung dieser in der Provinz Venezuela hohen Versammlung war gezwungen und kalt.

Man sprach kein Wort weiter, und nachdem sich alle gesetzt, erhob sich der Oberstlieutenant wieder von seinem Sitze.

Er wendete sich zu dem Gouverneur.

„Exellenza!" begann der Offizier, „haben uns unter der Benachrichtigung, daß ein Kriegsgericht abgehalten werden solle, zusammenrufen lassen, und ich muß gestehen, daß dies mir, so wie meinen Kameraden etwas Neues ist. Exellenza mögen verzeihen, ich meine die Art, wie es geschehen; denn so viel ich weiß, tritt ein Kriegsgericht zusammen, um ein Urtheil zu fällen. Ein Urtheil kann aber nicht gefällt werden, ohne daß eine Untersuchung voraufgegangen; solches ist nicht geschehen, weil ich hätte darum wissen müssen, wollen Exellenza gnädigst diesen Punkt vor dem Beginn des Aktes zu unserer Belehrung erläutern!"

Diese Worte waren mit der Festigkeit und Sicherheit eines alten Soldaten gesprochen, der mehr Feldzüge mitgemacht, wie der Gouverneur Berichte an den Hof gesandt, und die alten spanischen Krieger

waren tüchtige Soldaten, was man auch für und wider über sie sagen mag; man erinnere sich, daß sie einst die Welt bekämpften und besiegten.

Der Gouverneur ward verlegen, er stammelte:

„Die Zeitumstände — wichtige Entdeckungen —"

Der Marquis schien es für seine Pflicht zu halten, ihn zu unterstützen, und unterbrach ihn deshalb mit den Worten:

„Entschuldigen Sie, meine Herren —"

Doch der Offizier würdigte ihn keines Blickes, und unterbrach den Marquis seiner Seits durch die an den Gouverneur gerichtete Frage:

„Exellenza, dürfte ich wohl bitten, mir zu sagen, ob derjenige, über welchen wir urtheilen sollen, Militair ist!"

Statt des Gouverneurs antwortete wiederum der Richter.

„Es ist ein Soldat, ja, mein Herr, der so wenig die Ehre und den Vortheil des —"

Der Offizier wendete sich jetzt zu diesem:

„Mein Herr!" schnitt er seine Rede ab, „ich habe zwar die Ehre, Euch und die Wichtigkeit Eurer Person zu kennen, demungeachtet aber darf ich nicht zugeben, daß Ihr hier das Wort führt, so lange ich nicht weiß, daß Ihr dazu Vollmacht erhalten!"

Der Marquis fuhr auf, und war im Begriff eine heftige Antwort zu geben.

Der Gouverneur aber kam ihn zuvor, um den Sturm zu verhindern.

„Ich gebe Vollmacht!" rief er, „ja, ja, ich gebe Vollmacht, ausgedehnteste Vollmacht in dieser Angelegenheit, die mehr in das Ressort dieses Herrn gehört!"

Der Marquis richtete sich stolz auf.

Der Offizier dagegen warf einen langen Blick auf den Gouverneur, den dieser keineswegs auszuhalten im Stande war, und setzte sich dann.

„Was steht Ihnen zu Diensten?" fragte er kalt.

Der Oberrichter biß auf dies unverkennbare Zeichen einer Geringschätzung in die Lippen, und antwortete zornig:

„Das Kriegsgericht ist versammelt —"

„Das wissen wir!" unterbrach ihn der Offizier, „weiter!"

„ist versammelt, um ein Urtheil zu fällen —"

„Das wird sich finden, mein Herr, zur Hauptsache!"

„— zu fällen, über einen Offizier im Heere Seiner Majestät des Königs —"

„Den Namen, den Namen!"

„— über den Lieutenant der Lanciers, Jeronimo Waldos —"

„Sein Verbrechen, mein Herr, sein Verbrechen!"

Der Gouverneur stand wie auf Nadeln, der Marquis hielt kaum noch an sich.

Dennoch bekämpfte er sich so weit, daß er mit anscheinender Ruhe fortfuhr.

„— Den ich anklage, in Verbindung mit den Rebellen der Regierung gestanden, sie beschützt, und bei ihrem verdammungswürdigen Unternehmen unterstützt zu haben!"

„— Und ich sage Euch, mein Herr, daß der Angeschuldigte erst verurtheilt werden kann, wenn eine Untersuchung gegen ihn geführt, und seine Verbrechen bewiesen sind!"

„Das wird sofort geschehen!"

„Welches, mein Herr!"

„Zuerst, wenn Ihr wollt, die Einleitung der Untersuchung —"

„Ah, ich glaubte schon, Ihr würdet mit dem Urtheile anfangen!"

„Mein Herr, mein Amt sollte mich vor Beleidigungen aus ihrem Munde schützen!"

„Das thut es allerdings, mein Herr, doch was habt Ihr für Gründe, diese Untersuchung sofort und so schnell geführt zu sehen!"

„Die Wichtigkeit des Verbrechens!"

„Gut, das Verbrechen, dessen Ihr den Lieutenant Waldos bezüchtigt, ist schwer, und deshalb möge die Untersuchung sofort beginnen; Sennor Lopez, holt den Verhafteten und verhört denselben!"

Der Offizier, welchem dieser Befehl ertheilt worden, entfernte sich, und kehrte bald darauf mit dem Soldaten zurück, dessen Benehmen eines Theils als ein Ausdruck der Garnison gegen den neuen mittelbaren Gewalthaber angesehen, anderen Theils, für ein achtungswerthes gehalten werden darf.

Seine Verhaftung hatte übrigens bereits eine bedeutende Unzufriedenheit unter der Besatzung erregt, und der Oberstlieutenant Centifuego sich den erhaltenen Befehlen wohl nur gefügt, um dem Gou-

verneur und seinem neuen Günstlinge später um so viel deutlicher ihre Schwäche zu zeigen.

Der Verhaftete gehörte zu den Offizieren, welche man nicht mehr jung nennen kann; denn in den Colonien war das Avancement schlecht.

Aber er trat mit ruhigem Anstande und heiterm Muthe ein.

Der Oberstlieutenant winkte, und das Verhör begann.

Der Offizier lächelte, als er die gegen ihn vorgebrachte Beschuldigungen vernahm und antwortete:

„Ich bitte das Interesse dieses Herrn von dem des Staates zu scheiden, und sein Benehmen nicht in Befehle der Regierung oder der Krone zu suchen; das wird meine ganze Vertheidigung sein!"

„Er klagt sich selbst an!" rief der Marquis.

Der Offizier wendete sich ein Wenig zu ihm hin und sprach:

„Ihr irrt, mein Herr, übrigens könnte leicht aus dem Angeklagten der Kläger werden!"

„Wie meint Ihr das?"

„Ihr habt bestehende Verträge gebrochen, Herr, Leute eingezogen, die Eurer Botmäßigkeit nicht unterworfen waren, und diese nicht hinrichten, sondern ermorden lassen!"

„Ah, Ihr schmäht noch die Behörden der Regierung!"

„Ich spreche die Wahrheit, und nenne ein Verbrechen beim rechten Namen!"

„Meine Herren, ich verlange die Verurtheilung des Mannes!"

„Gemach, mein Herr!" entgegnete Centifuego, „wir sind nicht ein von Ihnen beherrschtes Collegium. Angeklagt habt Ihr den Herrn freilich, aber bisher noch keine Beweise seiner Schuld geliefert, wo sind sie?"

„Die gestern eingefangenen Verbrecher sind in gehöriger Form zur Untersuchung gezogen, überführt und verurtheilt, das ist ein Beweis Ihrer Schuld!"

„Ihre Schuld kümmert uns nichts, selbst wenn sie wirklich feststände; doch wir glauben auch nicht daran!"

„Sie müssen daran glauben, und, da der Lieutenant Waldos gemeinschaftliche Sache mit ihnen gemacht hat, ist er ihr Mitschuldiger!"

„Der Lieutenant Waldos hat gehandelt, wie es einem Manne von Ehre zukommt!"

„Ich kenne Eure Begriffe von Ehre nicht!“

„Das will ich glauben, und finde es auch natürlich!“

„Exellenza, ich muß um Schutz bitten; denn diese Herren scheinen durchaus nicht die meinem Amte gebührende Achtung an den Tag legen zu wollen!“

„Erellenza muß ich um die Erlaubniß bitten, den Angeklagten nach Cumana senden zu dürfen; das ganze Ereigniß verdient nicht allein eine weitere Verbreitung, sondern möchte auch hier nicht abgeurtheilt werden können!“

Der Gouverneur wollte eben Etwas auf die beiden an ihn gerichteten Reden erwidern, als der Profeß des Jesuiten-Collegiums gemeldet wurde.

10.

Der geistliche Einspruch.

Bald nach der Zeit, zu welcher Donna Maria in der Kapelle des Klosters gebeichtet hatte, und um dieselbe Zeit, als die Hinrichtung im Hofe des Forts beendet war, verließ ein Mann eins der in der äußersten Umgebung Nueva Barcelona's belegenen Häuser.

Dieser Mann war zwar gerade nicht vermummt, aber er hatte seinen Hut so tief in das Gesicht gedrückt, und seine Basquine so weit dem Hute entgegengezogen, daß nur die Augen frei blieben, und es nicht zu verkennen war, wie er sich bemühete, sein Gesicht zu verbergen.

Er blickte ferner, als er auf die Straße trat, so scheu und ängstlich um sich, wie Jemand, der Entdeckung fürchtet, und wer ihn gesehen, hätte grade hieran entdecken können, was der Mann vielleicht gerne verheimlicht hätte.

Jedoch es war weit und breit keine menschliche Seele zu erblicken, und der Mann schritt eiligst weiter.

Er setzte seinen Weg fort bis zu der Plaza, und schlich hier an der einen Seite derselben entlang, bis er das Kloster erreichte.

An der Pforte desselben hemmte er endlich seinen eben so schnellen als vorsichtigen Schritt und läutete.

Auf sein Läuten öffnete der Bruder Pförtner, und stieß, so wie er den Mann erblickte, einen leichten Ruf der Verwunderung aus; jedoch bedeutete er denselben durch ein Zeichen mit der Hand einzutreten, und jener that solches, ohne daß eine zweite Aufforderung dieser Art nöthig geworden wäre.

Aber auch auf dem Klosterhofe schien der Fremde sich noch nicht sicher zu fühlen, denn nachdem er denselben mit seinen zwischen Mantel und Hut hervorblitzenden Augen gemustert, eilte er darüber hinweg, und in das größere der Gebäude.

Hier endlich schwand seine Aengstlichkeit, und während der ihm gefolgte Pförtner auf zwei oder drei Worte, die er demselben zugerufen, ging, den Prior zu holen, enthüllte der Mann sein Haupt, und betrachtete mit flüchtigen, halb gedankenlosen Blicken die an den Wänden des Sprechzimmers befindlichen Oelgemälde der Heiligen und Kirchenväter.

Wenn aber das bisherige Benehmen des Mannes zur Genüge andeutete, daß er die Oeffentlichkeit zu fürchten habe, so erklärte dies dagegen sein Aeußeres keineswegs.

Dasselbe war vielmehr so beschaffen, daß man ihn für einen Stutzer halten konnte, und sein schönes, edel geformtes Antlitz, so wie die tadellosen Hände von blendender Weiße, verriethen eher den Mann von Stand und Bildung, als einen Verbrecher, den die Gesetze verfolgten.

Im Uebrigen schien er noch jung, und von äußerst lebhaftem Temperamente zu sein; seine Statur war klein und schmächtig.

Er mochte vielleicht fünf Minuten gewartet haben, als sich die Thüre, durch welche der Pförtner verschwunden war, wiederum öffnete.

Der Fremde wendete sich sofort kurz um, und schritt nach jener Gegend zu. In der Thür erschien die hohe Gestalt des Priors.

„Ich grüße Euch, ehrwürdiger Vater!“ rief der junge Mann, ihm entgegen eilend.

Der Profeß stutzte, und rief erstaunt:

„Wie, Marino, Ihr wagt —"

„Ich wage, ja!" erwiderte der junge Mann, indem er die Hand des Jesuiten küßte, „und warum sollte ich nicht wagen?"

„Ihr werdet durch Euren Ungestüm alles verderben, junger Mann!"

„Das wäre! — ich kann mich höchstens selbst verderben, und obwohl ich einige Eitelkeit besitze, bin ich doch nicht ein solcher Narr, zu glauben, daß mein Verderben das eines ganzen Volkes ist!"

Der Prior lächelte.

„Diese Bescheidenheit steht Euch gut!" sagte er, „aber das Volk rechnet auf Euch, und würde erlahmen, wenn Ihr fielet!"

Mit nichten, ehrwürdiger Herr. Leon ist gehangen, und Tupac Amura trat an seine Stelle. Tupac ist gehangen, und Gual und Espana übernahmen seine Hinterlassenschaft. Espana ist gehangen, und ich befleißige mich zu sein, was er war. Ich werde vielleicht —"

„Halt, halt, Marino, Ihr seid übermüthig!"

„Das nicht, aber ich habe Muth, das zu wagen, was Andere wagten, und nach mir werden Andere meine Stelle einnehmen. — Doch gleichviel, Herr, es sind in diesem Augenblicke Dinge geschehen, die uns sagen, daß es Zeit sei, worauf warten wir?"

Der Prior blickte einen Augenblick auf den jungen Mann, und dann zur Erde.

Nachdem er mehrere Minuten so gestanden und überlegt hatte, sagte er:

„Folgt mir!"

Beide verließen den Sprechsaal, schritten durch einen langen Korridor, und traten dann in eine Zelle ein, wo die sämmtlichen Mitglieder des Klosters versammelt waren.

Als die Beiden in der Zelle erschienen, blickten die Mönche zum Theil neugierig, zum Theil erstaunt auf den Fremden, welcher den Prior begleitete.

Dieser dagegen grüßte die Einen vertraulich, Andere bescheiden, und noch Andere mit jenem Anstriche kalter Höflichkeit, der den Mann von Stande im Umgange mit Fremden charakterisirt.

Vorherrschend schien jedoch bei den Mönchen die Verwunderung zu sein, was sie indessen nicht hinderte mit einer Art von Unterwürfigkeit die Grüße des jungen Mannes zu erwidern.

Der Prior schnitt indessen die mehr stumm, als durch Worte an den Tag gelegten Bewillkommnungen schnell ab, indem er sagte:

„Unser Freund, Don Marino — fahren wir fort, meine Väter; Padre Hyronimo, Ihr waret im Begriff uns Auseinandersetzungen zu machen!"

„Wohl, Padre Prior, doch hängen dieselben mit einem Beichtgeheimnisse zusammen, welches profane Ohren nicht vernehmen dürfen!"

„Ah —!" machte der Prior.

„So will ich mich entfernen, heilige Väter!" rief Marino.

„Nein bleibt, Don Marino, wißt, die Hauptsache ist, daß wir die eigentliche Ursache zu den Verhaftungen und plötzlichen Hinrichtungen, die auch Euch hierher geführt zu haben scheinen, entdecken!"

„Die liegen meiner Meinung nach nahe, mein Vater, und ich mache mir weniger mit den Ursachen, als mit den Wirkungen dieser Ereignisse zu schaffen!"

„Und doch dürfen wir auch jene nicht unbeachtet lassen; denn sie ändern das Sachverhältniß bedeutend!"

„Davon verstehe ich Nichts — durchaus Nichts, Padre Prior!"

„Nun so hört mit zwei Worten: es ist dies ein Akt der Privatrache!"

„Verzeiht, wenn ich hierin ebenfalls nichts Besonderes sehe, und erlaubt mir die Sache zu erklären, wie ich sie grade auffasse: Wir sind abhängig von Spanien; die Regierung sendet uns die Beamten zu, und ertheilt ihnen Vollmachten; der Marquis ist, wie Ihr mich selbst benachrichtigt, mit ausgedehnten Vollmachten versehen, um so schlimmer, wenn er solche bei Befriedigung seiner Privatrache in Anwendung bringen kann!"

„Wir haben betreffs des Marquis unsere Weisungen erhalten!"

Der junge Mann schien unwillig zu werden, und eine dunkle Röthe flog wie ein Schatten über sein bleiches Antlitz.

„Meine Väter!" rief er heftig, „ich achte Euren Orden, und ich achte Eure Oberen, aber Ihr wißt, daß es gegenseitige Unterstützung gegen die Gewalt ist, worauf unser Vertrag sich gründet, und ich müßte bei Gott die Rechte des Volkes auch Euch gegenüber vertreten, sobald ich die Ueberzeugung hätte, daß diese den Sonderinteressen Eures Ordens geopfert werden sollten!"

Einige der Mönche murmelten unverständliche Worte auf diese Rede, und Alle blickten zu dem Prior hinüber.

Dieser hatte die Stirne in Falten gezogen, und sagte gedehnt:

„Don Marino kann nicht verlangen, daß er in die Geheimnisse des Ordens eingeweiht werde!"

„Das habe ich nie verlangt, und werde ich nie verlangen, ehrwürdiger Vater, aber ich fordere, daß die Befreiung des Landes von spanischer Oberherrschaft unsere Hauptaufgabe bleibe, und daß, so lange dies nicht geschehen kann, alle Mittel, die uns zu Gebote stehen, angewendet werden, der Tyrannei Schranken zu setzen!"

„Don Marino, das erstere muß, wie Ihr selbst ganz richtig sagt, unterbleiben, bis es geschehen kann!"

„Nun, so versucht das Letztere!"

„Was wünscht Don Marino, daß wir thun sollen?"

„Diesen Marquis, der sein Regiment so blutig beginnt, vom Amte entfernen!"

„Dies ist unmöglich!"

„Weshalb unmöglich?"

„Ihr wißt bereits, daß er ein besonderer Günstling des Herzogs von Alcudia ist, daß er von diesem bestimmt worden, das Gouvernement zu übernehmen, und ich füge dem hinzu, daß der Herzog jetzt mehr denn je die ganze Gewalt in Händen hat!"

Hierin hatte der Padre Recht; denn obwohl es im Jahre 1798 einen Augenblick schien, als sei der Fürst gestürzt, als sei er durch die Bemühungen des Priesters endlich von der Regierung entfernt, war doch er es nach wie vor, welcher Spanien beherrschte, ja, seine Herrschaft ward durch diesen mißlungenen Versuch, ihn zu stürzen, nur noch weiter ausgedehnt, und blieb im Steigen.

Wir sagten, durch die Bemühungen der Priester, und dies bedarf einer Erklärung, die wir übrigens dem Andenken eines Mannes schuldig sind, dessen Geschichte seine Feinde verzeichneten, und diese Feinde waren die Mitglieder des Clerus.

Der Clerus aber war stets in Spanien mächtig, und dies besonders zu der Zeit, als Godoi das Ruder des Staates ergriff.

Doch bald war der Günstling mächtiger als der Clerus, und stellte sich über diesen, wagte es sogar Pestalozzi-Schulen einzuführen,

die Auto-da-fees aufzuheben, die Kerker der Inquisition zu öffnen, und die Proceßakten der unglücklichen Schlachtopfer zu verbrennen.

Seien wir gerechter wie seine Gegner, und sehen wir in diesen Handlungen, welche ihm zu eben so viel Verbrechen gemacht wurden, dasjenige, was sie wirklich sind, nämlich rühmliche, lobenswerthe Thaten, würdig eines Mannes, der so hoch wie er gestellt war.

Und damit fällt ein großer Theil der Schuld, welchen man auf seinen Nacken wirft, in Nichts zusammen, nämlich derjenige der Unmoralität und eines lasterhaften, gottlosen Lebens.

Freilich bleibt der größere Theil seiner Schuld, Spanien an den Rand des Verderbens gebracht, und in einen bodenlosen Abgrund gestürzt zu haben.

Aber war dies anders möglich in Spanien?

War es möglich mit Spanien, einem Manne wie Napoleon gegenüber, Etwas anderes zu beginnen, als was der Friedensfürst mit ihm begann?

Spanien war bereits seinem Verfalle nahe, und Godoi's Herrschaft hat denselben nur beschleunigt.

Aber dies hat sie auch wirklich gethan durch den Ehrgeiz des Fürsten, der sich von Napoleon ködern ließ, und durch ihr Günstlings- und Willkürsystem, welches die Nation zerriß, die Einkünfte vergeudete, und unfähige Subjecte in wichtige Aemter brachte.

Es ist indessen schwer, überall das Rechte herauszufinden, um so vielmehr, als Godoi später sich nie vertheidigte, noch sonst Jemand für ihn aufgetreten ist; Dank hat er von Niemand geerndtet, und scheint auch keinen verlangt zu haben.

War er aber seiner Zeit allmächtig, so sehen wir auch, daß seine Gegner selbst bis in die entferntesten Winkel der großen Monarchie genau von dem unterrichtet waren, was er that und beabsichtigte. Der Profeß des Jesuiten-Collegiums zu Nueva Barcelona kann als Beweis hierfür gelten.

Marino war der Rede desselben mit besonderer Aufmerksamkeit gefolgt, und schien einen Augenblick zu überlegen.

„So hätten wir wohl!" sagte er dann gedehnt, „so hätten wir wohl von Euch gar Nichts zu erwarten, heiliger Padre?"

„Oh, das ist Etwas Anderes!"

„Nun gut, es steht also fest, daß der Marquis einstweilen unantastbar ist?„

„Unbedingt!"

„Aber warum habt Ihr denn nicht die Schlachtopfer aus seinen Klauen gerissen?"

„Habt Ihr voraus sehen können, Don Marino, daß sie so schnell fallen würden?"

„Nein, zum Henker, denn sonst —"

„Nun, sonst?"

„Das ist einfach, sonst wäre Nueva Barcelona eher in Flammen aufgegangen, als das geschehen, was geschah!"

„Wie thöricht, junger Mann!"

„Ich gebe es zu, Padre Prior, daß dies thöricht gedacht ist, aber es wäre wohl nichts Anderes übrig geblieben, und hört nun endlich, was jenes Ereigniß für Wirkungen haben wird!"

„Wir hören!"

„Die Llaneros, welche an Paez hingen, weil er, wie sie sagen, von den Caziken abstammen soll, werden sofort einen Einfall machen, um seiner Familie Tod zu rächen. Dieser Einfall aber wird zur Folge haben, daß ihr Angriff vereinzelt dasteht, und auch vereinzelt unterdrückt wird!"

„Daß Beides nicht geschieht, ist Eure Sache, Don Marino; José Paez lebt, und wird am Leben bleiben; sagt dies den Llaneros, und beruhigt sie!"

„Er lebt?"

„Wie ich Euch sagte, und Ihr seht nun hoffentlich, daß auch wir thätig waren und sind!"

„Ich staune!"

„Doch nun laßt uns noch auf einen Augenblick allein!"

„Ich gehe!"

Don Marino schritt wieder durch den Corridor zu dem Sprechzimmer wo er dasselbe vornahm, was er erst gethan, ehe der Prior kam, nämlich die Gemälde zu betrachten. Jedoch that er dies jetzt unter verschiedenen Aeußerungen, welche verriethen, daß er nur das äußere Auge auf die Schildereien richtete, während seine Gedanken anderweit umherschweiften.

Der Prior aber wendete sich, so wie Marino die Zelle verlassen, an die Padres und sprach:

„Meine Brüder, Ihr seht diesen ungestümen Jüngling, und ich darf Euch meine Worte wohl nicht erst näher erläutern. José Paez muß gerettet werden, aber wir müssen ihn in unserer Gewalt haben, um durch ihn die Llaneros zu beherrschen. Ich werde dies besorgen, Hyronimo Ihr benachrichtigt die Brüder in Cumana durch ein Schreiben von dem Nöthigen!"

Hiernach folgte er Marino in den Saal und sagte zu diesem:

„Don Marino, ich bedarf heute Abend eines sichern Boten nach Cumana!"

„Ihr sollt ihn haben, ehrwürdiger Vater!"

„Mich ruft ein eiliges Geschäft, lebt wohl!"

„Segnet mich, mein Vater!"

„Der Herr sei mit Dir und behüte Dich, mein Sohn!"

Marino kreuzte die beiden Arme auf seiner Brust und verbeugte sich bei den Worten des Priors, welcher dieselben bereits im Abgehen begriffen sprach.

Bald nach demselben verließ auch er das Kloster wieder, um wie er gekommen aus der Stadt zu schleichen.

Der Prior dagegen richtete seinen gemessenen, langsamen und feierlichen Schritt nach der Festung zu.

In dieselbe war während dieser Zeit auch Donna Maria zurückgekehrt.

Die junge Dame war gegen heute Morgen oder die vorhergehenden Tage kaum wieder zu erkennen, so heftig hatte der leidenschaftliche Schmerz bereits seine Wirkung auf dieselbe ausgeübt.

Weinend hatte sie die Kirche verlassen und die Vergebung der Sünde, welche sie erlangt hatte, war nur eine schwache Linderung des Bewußtseins ihrer Schuld, so wie die Versicherung des Priesters, daß José leben solle, sie nicht zu trösten vermochte.

Natürlich blieb auch der Zuspruch der Cousine ohne Wirkung und erlahmt von dem Schrecken, der sie heute Morgen überwältigte, abgespannt von der Aufregung, warf sie sich, ihr Gesicht mit den Händen bedeckend auf einen Sessel, während Donna Elwire an das Fenster trat, um in den Hof zu schauen.

Einige Zeit hindurch verhielten sich die beiden jungen Damen still, Maria, weil sie ihren Gedanken nachhing, und Elwire wahrscheinlich, weil der Hof und die auf demselben stattgefundenen Ereignisse ihre Aufmerksamkeit fesselten.

Dann jedoch rief die Letztere plötzlich:

„Der Prior!"

Donna Elwire hatte recht gesehen, es war der Profeß des Jesuiter Collegiums, welcher mit seinem feierlichen Schritte den Schloßhof betrat, um das zu thun, was sie that, nämlich die Stätte der Hinrichtung zu betrachten, um Kraft seines Amtes über und wegen dieser Hinrichtung Rechenschaft zu verlangen.

„Wie, der Prior?" rief Donna Maria „was kann er wollen?"

Gleichsam als habe der würdige Mann diese Worte vernommen oder die Gedanken der jungen Dame errathen, hob er momentan seinen Blick von der Scholle, welche eben erst das Blut der zehn unschuldigen Opfer eingesogen hatte, zu dem Fenster empor.

Doch gleich darauf senkte sich sein Auge wieder zu Boden, und das Haupt fiel trauernd auf die Brust.

Maria athmete kaum, aber sie wiederholte die Frage:

„Was kann er wollen?"

„Gott mag es wissen!" entgegnete die Cousine.

„Oh Donna Elwire, wenn ihr ihn zu fragen ginget!" fuhr Maria auf.

„Ich, Cousine, was wird der würdige Padre von mir denken?"

„Aber wenn er zu uns wollte, wer sollte ihn besser herführen?"

„Zu uns, Cousine?"

„Nun mein Gott, ja!"

„Ah, glaubt doch nicht, daß er zu uns kommen werde!"

Personen von lebhafter Einbildungskraft sind doppelt unglücklich im Unglück. Sie beziehen Alles auf sich und sehen in allen Ereignissen Thatsachen, die mit ihrem Geschick zusammenhängen, und so ging es auch der Donna Maria, die da wähnte, der Priester erscheine in ihrer und des Indianers Angelegenheit.

Und bei alledem schweiften die Gedanken des jungen Mädchens nicht so weit abseits vom Ziele; der Prior kam wirklich in der Angelegenheit, welche sie für den Augenblick so ganz einnahm, daß sie für nichts Anderes mehr lebte.

Nur kümmerte er sich Wenig um sie, die ihm trotz ihrer offiziellen, charakteristischen und persönlichen Bedeutung, nichts galt, sondern lediglich um den Indier, der ihm trotz seiner scheinbaren Unbedeutsamkeit von größerer Wichtigkeit war.

Donna Elwira also weigerte sich dem Priester entgegen zu gehen und der Grund, weshalb sie es nicht that, war ihre Schüchternheit.

Maria seufzte; sie war heute selbst zu schüchtern und furchtsam, daß sie die Schüchternheit der Cousine, über welche sie sonst stets nur gelächelt und gespottet hatte, verwünschte.

„Ihr wollt nicht gehen?" fragte sie nochmals bittend.

„Mein Gott, Cousine, welcher Einfall plagt Euch?"

„So werde ich selbst gehen!" rief das Mädchen.

Die Cousine, welche nicht den Muth hatte, den Prior nach seinen Absichten in der Burg zu fragen, hatte auch nicht den Muth die Donna abzuhalten, solches zu thun, und während sie selbst unschlüssig zurückblieb, ging Maria hinaus.

So lebhaft es auch noch vor wenigen Stunden auf dem Hofe und an dem Thore des Forts gewesen, so verödet sah es jetzt auf dem ersteren und auf dem letzteren aus, und nur einzelne Soldaten, die der Dienst hier fesselte, standen umher, um mit halb erloschenen, halb unwirschen Blicken das Territorium zu betrachten, wo soeben ein schreckliches Gericht, von dem noch die frische Erde des Grabes und der Galgen zeugten, zu übersehen.

An einen dieser Krieger hatte sich der Prior gewendet, als Donna Maria in den Hof herab kam.

Wenn aber ein Priester und ein Krieger freundlich zusammen sprechen, so soll dies stets für andere von böser Bedeutung sein, sagt ein altes norddeutsches Sprüchwort, dessen Ursprung schwer zu erräthseln sein dürfte.

Indessen entstand es vielleicht zur Zeit der Religionskriege und bedeutet mit der Unduldsamkeit der damaligen Geistlichkeit zugleich den Fanatismus der von ihnen angehetzten Krieger, welche die Abtrünnigen oder anders Denkenden massacrirten.

Es bedeutete vielleicht zu jener Zeit den Bund, welchen eine fanatische Geistlichkeit und eine verwilderte Soldateska mit einander

geschlossen, den Bund, welcher sie einander werth machte und der der Untergang ihrer Feinde war oder werden sollte.

Doch gleichviel für diese Erzählung und das in Rede stehende Ereigniß, welches dazu eine Art von Analogie bildete, wenn gleich in der Form, wie dem Wesen nach Verschiedenheiten mit jener Erklärung obwalteten.

Denn Donna Maria hörte wie der Soldat, welcher bereits begonnen, die Frage der Priesters zu beantworten, sagte: daß der Gouverneur sich bei einem Kriegsgerichte, welches eben abgehalten werde, befinde.

Maria hatte als reuige Sünderin, wenn man will als Büßerin, zerknirscht und niedergebeugt ihre Rede an den Padre Prior richten wollen.

Aber jeder Gedanke daran, so wie an die Frage nach den Absichten des frommen Vaters war verschwunden, sobald sie die Worte des Soldaten gehört.

Es war dies dem armen Mädchen nicht sehr zu verargen.

Denn der Aufschub der Verurtheilung des jungen Indiers, während seine Stammgenossen nicht allein verurtheilt, sondern ihr Urtheil auch bereits vollstreckt worden, mußte einen Grund haben.

Dieser Grund aber konnte gar leicht in der Verschiedenheit der Form liegen, die Mitschuldigen waren in gewöhnlichen Gerichtssitzungen abgeurtheilt, die Hauptschuldigen ließ man durch ein Kriegsgericht verdammen, das brachte einige Abwechslung in diese Angelegenheit, machte die Sache vielleicht auch feierlicher.

Maria dachte nur noch hieran; dachte nur noch an die Worte des Soldaten, nur an die Bedeutung derselben.

Kaum beruhigt, überwältigte sie abermals das leidenschaftliche Gefühl, welches jetzt schon seit einigen Stunden ihre Brust bewegte.

„Ein Kriegsgericht!“ rief sie sich an den Soldaten wendend, „ein Kriegsgericht!“

Der Prior blieb stehen, und schien nur erstaunt zu sein.

Der Soldat trat zurück, und that verlegen oder vielleicht auch erschrocken, da die Tochter des Gouvernadors unter Umständen auch für ihn eine gefährliche Person sein konnte.

Der Prior ermannte sich, wenn er dies überhaupt nöthig hatte, zuerst und entgegnete:

„Dieser Krieger sagt es, meine Tochter!“

„Aber wen soll dies Kriegsgericht verurtheilen?“

Nachdem der Soldat gesehen, daß er nichts zu fürchten habe, ward auch er wieder dreister.

„Ich weiß es wahrlich nicht mit Bestimmtheit anzugeben!“ antwortete er.

„Ach, aber ich weiß es! — ehrwürdiger Vater, ich weiß es! kommt und helft mir; Euer priesterliches Gewand kündet die Liebe, die Menschen- und Bruderliebe, kommt, helft mir einen Bruder retten, der sonst unschuldig verurtheilt wird!“

Donna Maria ergriff hierbei den Arm des Priors, und suchte ihn mit fortzuziehen.

Der Soldat trat noch weiter zurück, und der Prior, trotz seines Kleides und seines Amtes jetzt in einiger Verlegenheit, blickte fragend in das Gesicht der jungen Dame.

Aber der Ort, so wie die Erregung jener, waren nicht zu langer Ueberlegung geeignet.

Er folgte, nachdem er noch einen verdrießlichen Blick um sich geworfen, und fragte erst auf dem Corridor:

„Aber wohin denn, meine Tochter!“

„Zum Kriegsgericht, heiliger Vater, zum Kriegsgericht!“ rief das Mädchen, und zog ihn noch heftiger mit sich fort.

Es ist schon bemerkt worden, daß die Wohnungen für die Soldaten der Besatzung in den untern Räumlichkeiten der Feste lagen, und in diesen befand sich auch das zum Gerichtslokal ausersehene Zimmer.

Donna Maria hatte also nicht weit zu gehen, und trotz des Sträubens ihres Begleiters befand sie sich bald vor dem Eingange zu jenem Zimmer.

Der Prior vermochte hier nur so viel über Donna Maria, daß die an der Thüre befindliche Wache oder Ordonnanz ihr erst anmelde.

Das war jedoch auch Alles, denn Maria zog ihn so heftig mit sich weiter, nachdem der Soldat in das Zimmer getreten, wie sie die von demselben geschlossene Thüre wieder aufriß, und Beide standen

plötzlich, bevor noch der Gouverneur die Meldung des Priors beantwortet hatte, vor dem daselbst versammelten Personale.

„Ist es schon zu spät?“ rief das Mädchen, „ist es schon geschehen?“

Dabei aber warf sie ihre Blicke wild im Zimmer umher, bis sie auf den Marquis fielen, der, wie wir wissen, sich eben nicht in der angenehmsten Laune befand.

Den Eindruck, welchen das Erscheinen der beiden eintretenden Personen machte, wird man übrigens leicht ermessen können.

Alle waren erstaunt, und der Goubernador bereits in ein peinliches Unbehagen durch die geführte Verhandlung versetzt, auch noch ängstlich, da der gute Mann die Leidenschaftlichkeit der Tochter so sehr fürchtete, als er Letztere liebte.

Maria achtete indessen alle diese sich nur zu deutlich kundgebenden Empfindungen sehr wenig, sondern rief, so wie sie den Marquis erblickte:

„Ach, Don Rovierez, antwortet, ist es geschehen, ist die Blutschuld, die Ihr auf Euch geladen, vermehrt? Ihr hofft doch wohl nicht, dieselbe auf mich zu wälzen, oder meint Ihr? —“

Maria wendete sich nach diesen Worten plötzlich um, und ließ ihren Blick über die anwesenden Offiziere gleiten, deren Gesichter sich bei den Worten des Mädchens in dem Grade erheiterten, als sich die Stirn des Oberrichters verfinsterte.

„Sennores!“ fuhr die junge Dame fort, „wenn Ihr Richter seid, was ich vermuthe, so glaubt nicht, was Euch dieser Mann sagt, wenn Ihr es nicht seid, so vertheidigt die Unschuld, die ein feiger Nichtswürdiger zu unterdrücken wagt!“

Der Oberrichter suchte bei diesen Worten mit seinen Augen das Antlitz des Goubernadors.

Der Gouverneur aber, welcher sich seit der Zeit, daß Donna Maria das Zimmer betreten, heftig hin und her bewegte, faßte sich ein Herz und trat einige Schritte vor.

„Aber, meine Tochter!“ begann er.

Doch Maria unterbrach ihn sofort wieder.

„Verzeiht Exellenza!“ rief sie, „ich ängstige Euch, aber es geschieht Euch abzuhalten, zu einer Niederträchtigkeit Eure Zustimmung zu geben, die Euch mit Schande und Ehrlosigkeit brandmarken würde!“

„Meine Tochter, Du sprichst irrig!“

„Oh, Exellenza, mein Vater, ich spreche nicht irrig, und dieser Herr wird bezeugen, das es Wahrheit ist, was ich sagen werde; oder nein, er wird sie leugnen, denn ich sehe die Frechheit dazu bereits sich auf seine Stirne lagern!“

Daß irgend Etwas von Bedeutung geschehen werde, begriffen wohl alle Anwesende.

War es seinen Plänen dienlich oder nicht, konnte vielleicht der Prior noch nicht erkennen, aber vermuthlich hoffte er darauf, und nahm deshalb, nachdem er sich völlig wieder gesammelt, eine Stellung an, welche gleichsam von vorne herein als Bekräftigung jeder von der jungen Dame vorgebrachten Beschuldigung gelten konnte.

Die Offiziere anlangend, so hatte bei ihnen über alle andern Empfindungen die Neugierde den Sieg behauptet, und nach einigen fragenden Blicken, die sie wechselten, schienen sie sich verständigt zu haben, ohne Eingriffe in diesen Vorgang das Weitere abzuwarten.

Den fünf Räthen dagegen erging es so ziemlich wie dem Gouverneur, daß heißt, sie ängstigten sich über die Dinge, welche da kommen sollten, genau so wie jener.

Keine Person war aber bei der Erscheinung der Marquise, ihrem Benehmen und ihren Worten so genau interessirt, wie der Marquis, um so mehr, als er begriff, wie er sich getäuscht, und wie das leidenschaftliche Mädchen Alles aufdecken werde.

Das war ein böser Handel, der bei der Schwäche des Gouverneurs von den unangenehmsten Folgen sein konnte; er mußte ihn daher zu bekämpfen suchen.

An Dreistigkeit fehlte es ihm dazu keineswegs, so lange er seine Waffen nämlich führen durfte, und diese hießen: eine scharfe Zunge, List und Frechheit.

So wie er daher überzeugt war, daß Donna Maria keine Rücksichten noch Schonung ihrer selbst oder seiner vorwalten lassen werde, und daß er auf die Unterstützung des Gouverneurs nicht rechnen dürfe, schlug er einen andern Weg ein.

„Sennores!“ wendete er sich an die Offiziere, „so wenig die Handlung, zu welcher wir hier versammelt sind, als die formellen Eigenheiten eines Gerichts gestatten es, länger eine Unterbrechung zu

dulden, die für den Gang der Gerechtigkeit eben so entehrend ist, wie sie schon zu lange gedauert hat, ich fordere daher, zu veranlassen, daß die störende Ursache entfernt werde!"

Maria erschrak, denn auf diese Wendung der Sache hatte sie, die überhaupt nichts berechnet hatte, ebenfalls nicht gerechnet.

Der Prior dagegen suchte in den Zügen der Offiziere zu lesen, und trat einen Schritt näher.

Die Offiziere blickten auf ihren Commandeur.

„Dieser aber erhob sich langsam und antwortete, den Oberrichter scharf fixirend:

„Ihr fordert, Don Rovierez, daß Formen, die Ihr zu beobachten gewöhnt oder angewiesen seid, auch von uns beobachtet werden, wir kennen Eure Formen nicht, und handeln so, wie wir es zu verantworten gedenken. Die Erscheinung und die Andeutungen dieser uns als ehrenwerth bekannten Dame lassen auf ein von derselben abzulegendes Zeugniß schließen, welches ich nicht zurückweisen darf noch will. Donna Alvierez, habt Ihr dem Gericht etwas mitzutheilen, was die Sache, welche demselben zur Beurtheilung vorliegt, angeht, und der Wahrheit gemäß ist, so sprecht!"

„Ach, das ist brav, Sennor!" rief Maria, „aber es war zu erwarten, denn Ihr seid ein tapferer Degen, und jener Herr dort ist ein Feigling!"

„Ich bitte nochmals —" begann der Marquis.

„Ich bitte Euch zu schweigen!" donnerte der Offizier, „sprecht Donna Alvierez!"

„Ich werde, mein Herr. Es sind heute eine Anzahl von Menschen mit dem Tode bestraft und wie es scheint soll dies Loos auch noch einen Anderen treffen. Sennor, diese Leute sind sämmtlich unschuldig gestorben und wer noch sterben müßte, würde es ebenfalls! Dieser Herr hier erklärte mir seine Liebe und forderte von mir Gegenliebe. —

„Donna Maria —!" rief der Marquis beide Fäuste ballend.

„Maria!" rief der Gouverneur.

Doch der Blick des Oberstlieutenant Centifuego, welcher fest und sicher auf die beiden Herren fiel, ermuthigte das junge Mädchen zum Weitersprechen und Marie sprach weiter.

„— Von mir Gegenliebe, die ich ihm unter der Bedingung versprach, daß er einen Indianer, der mich durch seine Liebe verfolge, züchtige. Es war dies ein Scherz und ein schlechter Scherz, Sennores, bei welchem ich aber nur im Auge hatte, daß die beiden Männer sich schlagen würden, daß sie in Verwickelungen kommen könnten, die für mich belustigend sein möchten. Der Marquis aber hat mich nach seiner Art verstanden, und sein Amt, seine Würde, seine Autorität gebraucht und gemißbraucht, jenen jungen Indier und dessen ganze Familie auf das schändlichste vernichtet. Das war die Schuld der Gerichteten und ist die Schuld dessen der hier jetzt vor Gericht steht!"

Maria beachtete in ihrer Aufregung durchaus nicht, wer diese Person war, der Officier, welcher sich augenblicklich in dieser Lage befand, lächelte daher und sagte:

„Hier scheint doch ein kleiner Irrthum obzuwalten!"

Der Marquis aber, welcher trotz der heftigen Anschuldigung der jungen Dame keinen Augenblick seine Besinnung verlor, obschon er erregt würde, rief:

„Nicht allein ein Irrthum, meine Herren, sondern wie Ihr seht ein Unsinn, der die Würde des Gerichts beeinträchtigen muß, wenn er länger fortgesetzt wird. Sollte man dies indessen beabsichtigen, so werde ich mich entfernen!

Ob es mit der letzteren Aeußerung des Marquis und dem dadurch an den Tag gelegten Entschlusse Ernst war, ist schwer zu errathen.

Verstellung oder Ernst aber, beides wurde gleichgültig, als nun noch eine andere Person thätig in die Ereignisse eingriff.

Es war diese der Profeß, welcher, so wie der Oberrichter sich abwendete, langsam bis vor die Mitte der militairischen Richter trat und sein Antlitz gegen den ersteren kehrte.

„Bleibt!" rief der Prior mit starker Stimme und einer Bewegung, welche um so viel mehr Gehorsam forderte, als derjenige, welcher sie ausführte, mit dem Gewande des Priesters bekleidet war.

Der Marquis wendete sich erstaunt um.

„Bleibt!" wiederholte der Jesuit, und zu der Bewegung und dem Tone der Stimme des Priesters kam jetzt auch noch ein Blick, der jeden andern, als den von seiner Wichtigkeit und seiner Stellung

eingenommenen Marquis niedergeschmettert haben mußte, doch dieser erschrak nur.

Aber auch der momentane Schreck des Mannes, welcher hier bereits den Versuch machte, Alles zu beherrschen, war genügend für die Zwecke des Mannes, der ihn verursacht hatte.

„Bleibt!“ sprach der Priester zum dritten Male, jedoch jetzt mit sanfter Stimme, „denn was Ihr Unsinn nennt, hat eine gewichtige Bedeutung!“

Die Aufmerksamkeit der in dem Zimmer befindlichen Personen nahm jetzt eine andere Richtung an. Nur Maria trat zurück und suchte sichtlich abgespannt und erschöpft eine Stütze durch den Thürfosten zu gewinnen.

Der Jesuit ließ seinen scharfen Blick flüchtig über die Anwesenden gleiten.

Sprechen wir indessen zunächst einige Worte über jenen Mönchsorden, der so oft verdammt, so vielfach vertheidigt, so merkwürdig in seiner Einrichtung war, als diese Einrichtung großartige Erfolge hatte.

Gewiß kennt der Leser seine Entstehung.

Zur Vervollständigung des Ganzen aber erscheint es nöthig, dieselbe hier in der Kürze darzustellen.

Ein spanischer Edelmann, der als Edelknabe am Hofe Ferdinand des katholischen gelebt und später in Kriegsdienst getreten war und von dem man, ob mit Recht oder mit Unrecht ist unsicher, seiner Zeit nicht das Beste sagte, ward im Jahre 1521 bei der Belagerung von Pampelona durch die Franzosen verwundet.

Dieser Edelmann aber hieß Ignaz von Loyala.

Die Kur, welche jene Verletzung erforderte, war langwierig und führte den Verwundeten zur Lectüre, als welche er besonders die Bibel erwählte.

Außer der Langwierigkeit der Kur aber hatte dieselbe auch eine Verkrüppelung zur Folge, welche ihn zum Militairdienste untauglich machte.

Bereits entzündet durch die gedachte Lectüre, besonders durch das Leiden und Leben Jesu führte jener Umstand eine völlige Aenderung seiner Gedankenrichtung herbei.

Der Soldat legte seinen Waffenschmuck bei dem Marienbilde bei Monserrate ab und beschloß sein Leben von nun ab der Kirche zu weihen.

Dies geschah in demselben Jahre, also 1521.

Einige Zeit hindurch brachte Ignaz jetzt damit zu, in freiwilliger Armuth zu beten, sich zu geisseln und zu kasteien.

Alsdann unternahm er, sich bis dahin durchbettelnd, eine Wallfahrt nach Jerusalem, woselbst er 1523 anlangte.

Ein damals schon bei ihm erwachender Bekehrungstrieb, welcher ihn sein Augenmerk besonders auf die Türken richten ließ, fand jedoch bei den Mönchen in Palästina so wenig Unterstützung als Anklang und Loyala kehrte 1524 wieder nach Spanien zurück.

Hatte nun aber diese Wallfahrt nach dem heiligen Grabe für seine Zwecke oder im Allgemeinen nicht mehr Nutzen, wie diejenigen eines jeden gewöhnlichen Pilgers, so begriff er auf derselben doch, daß er um als Lehrer aufzutreten lange nicht mit den gehörigen Kenntnissen ausgerüstet sei, und daß es ihm an wissenschaftlicher Bildung mangle.

Er beschloß diesen Mangel zu ersetzen.

Zunächst erlernte er deshalb in einer Schule, wo nur Knaben ausgebildet wurden, die lateinische Sprache.

Alsdann trieb er zu Alcala philosophische Studien.

Während dieser ganzen Zeit aber verlor er seinen eigentlichen Zweck nicht aus den Augen, ernährte sich durch die Bettelei und lehrte das Wort Gottes.

Hierdurch ward er der Inquisition verdächtig, welche ihn für einen Ketzer hielt und ihn verfolgen ließ.

Man beachte dies; denn häufig hält man die Jesuiten für diejenigen, welche die Gründer und Handhaber der Inquisitionsgerichte waren.

Aber die Inquisition bestand lange vor dem Entstehen ihres Ordens und mögen die Mitglieder derselben das Treiben des Glaubensgerichts auch gebilligt haben, ihre Brandmarkung als Vertreter und Handhaber desselben ist eine irrthümliche Ungerechtigkeit.

Ignaz floh vor den Verfolgungen der Inquisition im Jahre 1528 nach Paris.

Er setzte hier seine Studien fort und erlangte im Jahre 1534 die Magisterwürde.

Kommen wir indessen schnell zum Ziele.

Ignaz, der während dieser ganzen Zeit in Dürftigkeit gelebt und sich während derselben von der Bettelei ernährt hatte, warb endlich Jünger.

Diese waren Pierre le Ferre, Franz Xavier, Jaco Lainez, Nikolaus Bobadilla und einige andere.

Er nahm seinen Jüngern demnächst das Gelübde der Armuth ab und von allen ward eine neue Wallfahrt nach Palästina beschlossen, um die Ungläubigen zu bekehren.

Aus der letztern Absicht ward nichts, aber die Gesellschaft, welche sich lange im venetianischen aufhielt, vermehrte sich in den Jahren von 1537 bis 1539 bedeutend.

In dem letztern Jahre endlich ward dieselbe zu einem Mönchsorden unter dem Namen der Gesellschaft Jesu organisirt, deren Regeln sehr strenge, deren Pflichten sehr umfassend und zu deren besonderen Obliegenheiten der unbedingte Gehorsam gegen unbekannte Obere gehörte.

Die Geschichte dieses Ordens wird von hier ab nicht allein interessant, sondern ist für die Ereignisse und Geschichte der Welt auch von der höchsten Wichtigkeit.

Ihre Verwickelung, ihre Dunkelheit und verschiedene andere Umstände, mögen vielleicht Ursache sein, daß sie wenig mehr als in allgemeinen Abrissen bekannt ist, obgleich eine genaue — wohlgemerkt wahrheitsgetreue Geschichte und Darstellung des Wirkens dieses Ordens nur wünschenswerth sein kann.

Denn bei vielen Ereignissen, an denen die Jesuiten der Theilnahme verdächtig geworden, bleibt es immerhin fraglich, ob jene wirklich durch den Orden als Ordensangelegenheit geschehen oder ob nur einzelne ehrgeizige Individuen auf eigene Faust handelten.

Indessen auch schon ein allgemeiner Abriß der Geschichte ist so weitläuftig, daß er hier keinen Platz finden kann und nächst der Entstehung nur noch dem Zwecke und der Organisation des Ordens einige Worte gegönnt werden können.

Ersterer bestand darin: Daß die Jesuiten dem Pabste in allen

Ländern und in allem was von ihnen verlangt werden könne, dienen sollten, und daß sie den ihnen zugehenden Geboten unweigerlich zu gehorchen; daß sie auch die ihnen gegebenen Aufträge mit allen nur möglichen Mitteln und Kräften auszuführen hätten.

Eine weite Verpflichtung, welche diesen Orden um jene Zeit, als der päpstliche Stuhl erschüttert worden, zu einer mächtigen Waffe für ihn machte und demgemäß war auch ihre innere Ordnung.

Folgen wir derselben von unten auf.

Es gab da zunächst die Novizen, talentvolle, wohlgebildete Jünglinge und Männer aus allen Ständen, Klassen und Nationen gewählt, welche in besondern Noviziathäusern zwei Jahre lang geprüft wurden.

Zeigten sie die nöthige Selbstverleugnung, so wurden sie nach dieser Zeit weltliche Mitarbeiter oder Coadjutoren.

Alsdann folgten die Scholastiker.

Sodann die geistlichen Coadjutoren.

Ihre Bestimmungen gehen aus Benennungen hervor.

Nächst ihnen kamen die Professe.

An der Spitze von allen stand ein General.

Um ihre Zwecke zu erreichen, war es nöthig, daß die Jesuiten Leute von Talenten und Bildung waren.

Es wurde daher unabläßig gearbeitet, jene auszubilden und diese unter ihnen zu verbreiten.

Ihre Bestimmung unter allen Ständen vom Throne bis zum Bettler zu wirken, machte es nothwendig, daß sie in allen Wissenschaften und Künsten, selbst der Kriegskunst unterrichtet waren.

Dies sollte besonders für Spanien verderblich werden; denn diejenigen, welche die späteren Generale der Kolonieen bildeten, waren Jesuiten.

Nebenbei ward viel auf Schönheit der Gestalt und feine Manieren gegeben, und einen theatralischen Anstrich ihrem Benehmen zu verleihen, war den Jesuiten so leicht, als die priesterliche Würde an den Tag zu legen.

Es darf also wohl kaum gesagt werden, daß der Profeß der Jesuiten in Nueva Barcelona ein schöner Mann war, und daß er bei seinem oben erzählten Auftreten vor dem Kriegsgerichte, wodurch er dem Oberrichter imponirte, sehr gut die Würde seines Standes mit der Energie des Befehlens zu verbinden im Stande war.

Sein drittes „Bleibt“ machte den zuerst, demselben eigenen schroffen Ton wieder gut, und der Klang seiner Rede sänftigte sich bei den folgenden Worten vollends.

Der flüchtige Blick, welchen er über die versammelten Anwesenden warf, diente nur dazu, die Wirkung seines Auftretens zu entdecken.

Als er solches als seinen Absichten günstig erkannt, wendete er sich wieder zu den Offizieren.

„Sennores!“ redete er dieselben an „es war ursprünglich nicht meine Absicht, störend auf den Gang des Gerichtes einzuwirken, zumal da ich eigentlich gesonnen war, nur Seiner Exellenza meine Aufwartung zu machen. Dies scheint sich indessen zu ändern und ich bitte vorweg um Verzeihung, wenn ich später gegen die Fortsetzung eines Vorfahrens protestire, welches mir in mehrfacher Hinsicht ungerechtfertigt erscheint!“

Nachdem der Profeß diese Worte zu den Mitgliedern des Kriegsgerichts gesprochen, wendete er sich an den Gouverneur, ohne eine Antwort der Soldaten abzuwarten.

„Exellenza“, fuhr er fort, „ich komme Rechenschaft zu fordern, weshalb die vor wenig Stunden hier vom Leben zu Tode gebrachten Opfer eines außerordentlich schnellen Gerichts des Trostes der Religion nicht theilhaftig geworden sind?“

Dem Gouverneur trat das Blut in das Gesicht und er rang nach Fassung, aber er antwortete nicht.

Als der Prior einige Minuten gewartet, hob er von Neuem an:

„Exellenza, die Verurtheilten und Gerichteten waren Christen, und ich bin gekommen, um im Namen des Herrn Rechenschaft deswegen zu fordern, daß man ihnen die Tröstungen der Religion versagt hat!“

Auch jetzt erfolgte noch keine Antwort und die Angst des Gouverneurs schien sich nur zu steigern.

Der Priester aber steigerte auch den Ton seiner Stimme, als er wieder sprach:

„Die Gerichteten waren Christen, Exellenza, und ihr Verbrechen mußte sehr groß, ihre Hinrichtung mußte große Eile erfordern, daß ihnen ohne Weiteres der Priester verweigert werden konnte, der ihre Beichte hätte hören und ihre Sünden vergeben können!“

Jetzt endlich hatte der arme, nach Fassung ringende Gouberna-dor sich wieder gesammelt.

„Wendet Euch an diesen Herrn, heiliger Vater!“ stotterte er, „der Herr Marquis ist der Oberrichter der Provinz!“

Der Jesuit wendete sich zu dem Marquis und in dieser Bewegung lag sowohl etwas Erhabenes, als sie zugleich eine tiefe Verachtung für den Richter ausdrückte, und die folgenden Worte wurden in jenem Tone ausgesprochen, welchen wohl Höhere gegen Niedere anzunehmen pflegten.

„Oberrichter!“ sagte der Priester, „weshalb ist den Verurtheilten die Tröstung der Religion verweigert?“

Die Wuth des Marquis hatte den höchsten Grad erreicht und doch mußte er an sich halten; denn wenn die Günstlinge des Günstlings Etwas fürchteten, so waren es die Priester.

Indessen konnte er doch nicht unterlassen, den Mönch zu paradiren und dessen Haltung nachzuahmen.

„Prior!“ antwortete er, „darüber bin ich Euch nicht Rechenschaft schuldig!“

Der Priester wendete sich wieder zu dem Gouverneur.

„Exellenza, ich habe nichts mit der weltlichen Gerechtigkeit zu schaffen!“ sagte er feierlich, „ich bin ein Diener des Herrn, aber mein Amt verpflichtet mich, die Ungerechtigkeit bei ihrem wahren Namen zu nennen. An den Verurtheilten ist eine Ungerechtigkeit, eine schändliche Ungerechtigkeit begangen. Was Donna Maria gesagt, kann ich als die Wahrheit bestätigen, weil dasselbe, was sie behauptet, auch auf einem anderen Wege zu meiner Kenntniß gelangt ist.

Der Jesuit wendete sich wieder zu den Soldaten.

„Deshalb!“ fuhr er fort, „fordere ich von Euch das Verfahren einzustellen, weil es zu schnell eingeleitet, und weil der Verdacht vorliegt, daß die noch vor Gericht zu stellenden Personen so ungerecht bezüchtigt werden, wie die Verurtheilten schändlich ermordet sind!“

Der Oberstlieutenant Centifuego erhob sich.

„Heiliger Vater!“ entgegnete er, „solches wäre bereits ohne Eure Dazwischenkunft geschehen; wir hatten schon erklärt, daß der Lieutenant Waldos hier nicht vor Gericht gestellt werden könne, und er wird, wenn Exellenza erlauben, nach Cumana geschickt werden!“

„Ich danke Euch!“ antwortete der Prior, „Exellenza werden auch erlauben, daß dies mit dem Llanero José Paez geschieht, und ich bitte Euch, bei denen allein noch Recht und Rechtschaffenheit zu Hause zu sein scheint, mich in meiner Forderung zu unterstützen!“

Der Profeß hatte die letzten Worte wieder an die Militairpersonen gerichtet; dann aber wendete er sich abermals zu dem Gouverneur.

„Exellenza!“ sagte er, „werden dies gewiß als eine Nothwendigkeit erkennen, da Verträge, die heilig gehalten werden sollten, gebrochen sind durch die Unwissenheit und den Uebermuth eines Mannes, der, wie es scheint, die nothwendigste Eigenschaft, welche sein Amt erfordert, nicht hat, nämlich Rechtschaffenheit; die unangenehmen Folgen seines Amtes werden nicht ausbleiben!“

Mehrmals hatte der Marquis während dieser Rede bereits versucht, den Prior zu unterbrechen.

Jedoch die tiefe sonore Stimme hatte dieses verhindert; als jener aber geendet, rief der Oberrichter.

„Priester, Euer Kleid schützt Euch nur so lange, wie meine Geduld währt, Ihr scheint nicht zu wissen, daß Ihr in meiner Person die Gewalt schmäht, welche ich vertrete!“

„Ihr erniedrigt und befleckt sie, Sennor!“

„Exellenza, ich bitte um Genugthuung!“ knirschte der Marquis.

„Sennores —“ begann der Gouverneur.

Doch ein Blick von dem Jesuiten machte den allmächtigen Herrn wieder verstummen.

„Exellenza, bitte ich um Verhaltungsbefehle!“ sagte der Oberstlieutenant.

Der Gouverneur befand sich wirklich in einer großen Verlegenheit.

Auf der einen Seite der Oberrichter, mit dem er es nicht verderben wollte, und den er, was derselbe auch war, für einen Günstling des Günstlings hielt.

Auf der andern die schreiende Ungerechtigkeit, welche schon begangen war, und diejenige, welche noch begangen werden sollte, in Verbindung mit den aufsätzigen Soldaten und dem Priester.

Da war guter Rath theuer.

Im Uebrigen war der Fall noch nie dagewesen, und zwar aus

dem einfachen Grunde, weil Spanier nie gegen Spanier auftraten; der Hauptfehler des Marquis Oberrichter lag eigentlich nur darin, daß er die Interessen der Nationalität verkannte.

Aber weil dies der Fall war, konnte die Sache um so viel schlimmer werden; denn wenn schon die Beschwerden der Indier oder selbst der Kreolen beim Generalcapitainat von Cumana, dem das Gouvernement untergeben war, nicht durchdringen mochten, so war dies anders, wenn sich Militair und Geistlichkeit, wenn sich die spanischen Beamten massenweise erhoben.

Seiner Majestät Stellvertreter war, wie gesagt, in Verzweiflung.

Der Mann, welcher, wie der Mönch sagte, mit eisernen Ruthen das Land peitschte, und dem es so leicht geworden, seine Zustimmung zu geben, als es galt, zehn Unschuldige hinzuschlachten, für die sich Niemand von Gewicht eingelegt, verlor den Kopf, als es galt Bestimmungen in den Angelegenheiten zweier Personen zu treffen, von denen der Eine wirklich sich eines Vergehens schuldig gemacht, der Andere aber mindestens nicht frei von jeder Schuld war, weil sich Personen von Gewicht erhoben, um sie zu vertheidigen.

Ja, was noch mehr, diese Vertheidigungen waren eigentlich keine solche, sondern gebieterische Forderungen, gegen die er sich nicht zu sträuben wagte; während sein natürlicher Instinkt ihm hinsichtlich des Marquis gebot, daß er B sagen müsse, nachdem er A gesagt.

Rechnet man hierzu die Verwickelung der Sache durch das Eingreifen seiner eigenen Tochter, so ist übrigens die Unschlüssigkeit des ehrenwerthen Goubernadors ziemlich erklärlich.

Derselbe wendete sich endlich zu dem Oberrichter, und flüsterte mehr als er sprach.

„Herr Marquis unter diesen Umständen —"

„Wie!" rief dieser, „Exellenza wollen nachgeben?"

„Betreffs des Offiziers werden wir schon müssen!"

„Nun meinetwegen, doch hinsichtlich des Llanero nun und nimmermehr; denn darüber habe ich zu entscheiden, er ist ein gemeiner Verbrecher!"

„Ich weiß wahrlich nicht, Herr Marquis —"

Doch der Commandant unterbrach ihn und seine Zweifel.

„Exellenza!" rief derselbe, „im Namen des Königs, den ich so

gut hier vertrete, wie jeder Beamte der Regierung, fordere ich, daß der Lieutenant Waldos so wie der gefangene Llanero nach Cumana gebracht werden, damit ihre Vergehen dort untersucht und abgeurtheilt werden, fordere ich, daß der Oberrichter zur Untersuchung gezogen wird, weil er durch den Bruch von Verträgen einen Verrath begangen, die Verwaltung seines Amtes durch Ungerechtigkeit befleckt, und seine Autorität zur Befriedigung von Privatrache gemißbraucht hat!"

Der Gouverneur stand bei diesen Worten des Soldaten wie auf Kohlen; das Gesicht des Marquis wurde so ziemlich eine halbe Elle lang.

Der Erstere antwortete, als jener geendet:

„Nun ja, es mag geschehen!"

Der Letztere lachte laut auf.

Dies war jedoch nicht Alles, was er that; sondern heftig riß er ein Papier hervor, welches mit dem großen Siegel Spaniens bedruckt war und entfaltete es.

Er hielt dasselbe dem Gouverneur vor die Augen, und dieser las.

Als er aber las, schien er erst mit beiden Händen darnach greifen zu wollen, wobei seine Augen weit aus dem Kopfe hervortraten.

Sodann jedoch ließ er seine Arme sinken und auf seinem Antlitze wechselte einige Male schnell die Farbe.

Endlich stotterte er:

„Sennores, schlichten Sie diese Sache — ich bin — mir wird unwohl; der Herr Oberrichter wird mich vertreten: ich empfehle mich!"

Der Gouverneur eilte nach diesen Worten am ganzen Leibe zitternd aus dem Zimmer und nahm die halb bewußtlose Tochter, welche endlich den rasch auf einander folgenden Eindrücken von Außen erlag, mit sich fort.

Der Oberrichter dagegen wendete sich mit einem triumphirenden Blicke auf die Offiziere wieder an das, durch dieselben gebildete Kriegsgericht und sprach:

„Sennores, Ihr möget mit diesem Offizier thun, wie Euch beliebt, was jedoch den Llanero anbetrifft, so werde ich mir ohne Frage erlauben, über ihn zu bestimmen; diese Urkunde berechtigt mich dazu!"

Der Marquis hielt unter diesen Worten auch den Offizieren das Papier hin, welches den Gouvernador so erschreckt hatte, und schien

jetzt seines Sieges so gewiß, daß es ihm gar nicht mehr zweifelhaft erschien, wie man nachgeben werde.

Er irrte, der gute Herr.

Denn der Oberstlieutenant Centifuego blickte nicht einmal auf die Urkunde, als er ihm zur Antwort gab.

„Wenn besondere Macht in Eure Hand gelegt ist, Herr, so zeigt erst, daß Ihr eines solchen Vertrauens würdig wart; nach dem, was vorgegangen, halte ich es für meine Pflicht, Euch nicht zu gehorchen, der Llanero wie der Offizier gehen nach Cumana, und dies Morgen in der Frühe.

So wüthend diese Weigerung und die Hintenansetzung aller Rücksichten seitens des Offiziers den Marquis auch machten, begriff er leicht, daß er diesem starren Manne gegenüber Nichts ausrichten werde.

Ingrimmig verließ er den Saal mit der Drohung, daß er Rechenschaft fordern werde.

Der Prior und die Offiziere wechselten Blicke des Einverständnisses, als jenes geschah, und so wie Don Rovierez das Zimmer verlassen, ertheilte ersterer jenen seinen Segen.

Dann verließ auch er den Saal und die Festung, um sich wieder nach seinem Kloster zu begeben.

11.

Mutter und Tochter.

Was in dem vorigen Abschnitte enthalten, waren nicht allein wunderbare Thatsachen oder die Folgen ungerechter Handlungen, welche in einem geordneten und gut verwalteten Lande nie vorkommen dürfen, sondern nebenbei auch eine der Darstellung des Zustandes und der Verhältnisse Spaniens und besonders seiner Behörden zu einander.

Es war ferner die Einleitung, die Vorbereitung zu den schrecklichen Wirren, welche das große, seiner Zeit größte und reichste Reich

Europas von seiner Höhe herabschleuderten, und die das Land noch bis auf den heutigen Tag zerfleischen.

Die spanische Geschichte ist übrigens die lehrreichste von der Welt, und jeder Staatsmann sollte dieselbe mit Eifer studiren.

Denn es verblutet an den unseligen Folgen der Unfähigkeit, die Zeit, die Gegenwart und ihre Bedürfnisse zu erkennen.

Spanien stürzte dadurch auch vorher von seiner Höhe herab, und verlor seine Kolonien.

Der Verlust der letztern besonders stellt dies in das grellste Licht, und man ist nicht recht im Stande zu begreifen, wie Spanien und die Spanier jene, die zehn Mal so groß wie das Mutterland waren, stets nur als eine untergeordnete Besitzung betrachteten.

Doch England, das kluge, vorsichtige England hat es ja seiner Zeit nicht besser gemacht, ja wohl noch ärger und daß es nicht so hart, wie Spanien, dafür bestraft wurde, ist reine Glücksache.

Doch lassen wir dies.

Verkörpert waren die Ursachen, welche den Fall Spaniens herbeiführten, in seinen Beamten, und was den Abfall der Kolonien anlangt, in den Beamten, welche die Regierung den letzteren schickte.

Der Gouverneur sowohl wie der Marquis gehörten, jeder nach seiner Art, zu denen, welche einen Theil dieser Schuld auf sich luden.

Wenn aber der Erstere, nachdem ihm von dem Marquis eine Vollmacht der Regierung gezeigt worden, erschrocken das Zimmer verlassen, wo ihm gewissermaßen eine Demüthigung zu Theil ward, so verließ der Letztere dasselbe, wo er ein gleiches Schicksal gehabt, mit dem aufrichtigen Vornehmen, sich deswegen zu rächen.

Dies war nicht etwa ein aufflackerndes Strohfeuer, welches leicht verloderte, sondern was die Rache anbetraf, so war der Marquis fest in seinen Entschlüssen.

Wir haben hiervon bereits einen Beweis.

Denn seit Donna Maria ihre Forderungen an denselben gerichtet, hatte er noch nicht gerastet, hatte noch nicht geruht, oder sein Zimmer wieder betreten, sondern war unablässig thätig und auf den Beinen gewesen.

Die Täuschung, welche er erfahren, und der Undank, den er statt

des Dankes erhalten, konnten eben nicht dazu dienen, seinen Groll gegen diejenigen, welche ihn beleidigt, zu mildern.

Als er zu Hause anlangte, fand er drei schriftliche Einladungen von derselben Person.

Der Leser wird sich erinnern, daß die Marquise Isabella Valeria nach dem Besuche ihres Gemahls einen Diener fortschickte.

Dieser traf natürlich den Marquis, dem der Auftrag galt, nicht mehr zu Hause und die Dame sandte noch drei Mal zu dem Oberrichter, und zwar jedes Mal die schriftliche Aufforderung, sie schleunigst zu besuchen.

Diese Aufforderungen waren es, welche der Marquis fand.

Seine Wuth ging erst einen Moment in Erstaunen über und dann warf er unwillig die Billets von sich.

„Was kann die Marquise wollen?“ fragte er leise.

Don Rovierez war eben nicht geneigt, gegen die Marquise anders, als gegen deren Gemahl und Tochter gestimmt zu sein.

Dennoch aber machte sein Unwille nach jener Frage sehr bald einem Nachdenken Platz, welches in so fern vortheilhaft auf ihn einwirkte, als es ihn beruhigte.

Der Marquis war zu viel Menschenkenner, um nicht schon bemerkt zu haben, wie zwischen dem Gouverneur und der Marquise eine Spannung herrschte, und dies schien ihm der Schlüssel zu den jetzigen Einladungen zu sein.

Erst glaubte er, daß dieselben in Folge des allerletzten Vorfalls erlassen seien.

Doch bald erkannte er, wie solches unmöglich war, da dieser kaum schon zur Kenntniß der Marquise gelangt sein, geschweige denn schon weitere Schritte ihrer Seits veranlaßt haben konnte.

„Was also kann die Dame wollen?“ fragte er sich nochmals.

Obwohl jetzt bereits vollkommen beruhigt, vermochte der Marquis es doch nicht zu errathen, und beschloß endlich, der Einladung zu folgen.

Don Rovierez nahm sich nur Zeit, seine Toilette zu ordnen, und machte sich hiernach auf den Weg zu der uns bekannten Villa.

Der Leser wird sich übrigens wundern, daß die Ereignisse fortwährend ihren Lauf nehmen, ohne ein einziges Mal durch das Wort

Siesta, welches für Spanien und dessen Kolonien als unentbehrlich gedacht wird, unterbrochen zu werden.

Geben wir zu, daß es unentbehrlich ist, aber versagen wir ihm für diese Zeilen die Nothwendigkeit; es liegt wirklich ein Unterschied in den beiden Worten.

Man wird sich erinnern, daß es der zwanzigste September 1798 war, an welchem unsere Geschichte begann, die bis zu ihren derzeitigen Entwickelungen erst zweier Tage bedurfte.

In dem nördlichen Südamerika aber ist vom Juni bis October Winter, das heißt die letzte trockenere Hälfte der Regenzeit.

Dies erklärt die Sache halb, welche uns Alexander von Humboldt ganz erklärt.

Der ganze Theil von Südamerika nämlich, welcher jetzt die Staaten von Venezuela, Neu-Granada und Ekuador bildet, hat ein so gemäßigtes Klima, wohlgemerkt, während drei Viertheile des Jahres, daß der Fremde durchaus nicht glaubt, sich unter den Strichen der heißen Zone zu befinden.

Solches hat seine Ursachen in den Cordilleren, die mit ewigem Schnee bedeckt im Westen das Land durchziehen, und in dem stets von ihnen wehenden Westwinde, der dem Lande Kühlung bringt.

Ferner aber in der bereits gedachten Regenzeit.

Durch die südlichen Theile von den erstgenannten Staaten nämlich fließt der Orinoko oder Oronoko, einer jener Riesenströme, von denen Amerika mehrere zählt.

Zu beiden Seiten seines östlichen Laufes aber dehnen sich unendliche Savannen aus, die im Norden in jenen Steppen endigen, welche Llaneros heißen und von denen die noch heute auf ihnen herumschweifenden Hirten ebenfalls ihren Namen haben.

Bereits im April beginnt, nachdem drei Monate lang eine sengende und versengende Hitze geherrscht, die Regenzeit, welche besonders während der Nächte wahre Fluthen vom Himmel auf die Erde sendet und nun beginnt ein merkwürdiger Wechsel.

Die Savannen, die Wüsten, welche während des Sommers verdorren, auf denen die wilden, wie die zahmen Thiere und die Menschen verschmachten, über die sich ein mehlstaubartiger Dunst des pulvrisirten Sandes, der die Lungen verhindert, Athem zu holen, legt

und die am besten mit der Sahara Afrika's zu vergleichen sind, saugen nun plötzlich mit aller Macht die Gewässer ein.

Aber wie der, welcher dem Hungertode oder dem Verdürsten nahe, wissen sie nicht Maaß noch Ziel, und die Natur ist grausam genug, ihnen ein Uebermaaß des so lange entbehrten Genusses zu spenden.

Nicht allein, daß die Wolken ihren Inhalt hergeben, der bereits im Stande wäre, das dürre Erdreich vollständig zu tränken, verlassen auch die Ströme ihr Bett, treten aus den Ufern und rollen ihre Wellen weithin über das Land, so daß sich in wenig Tagen über demselben ein Meer befindet.

Das Element scheint einen Vernichtungskrieg gegen alles Leben, animalisches wie botanisches, beschlossen zu haben.

Die Pflanze und der Baum, welcher vor wenig Tagen in der Hitze vertrocknete, verweicht jetzt.

Das Thier, welches gestern vom Durst erschöpft, schmachtend mit trockenem Gaumen und brennender Zunge, ausgestreckt lag, kämpft heute verzweiflungsvoll mit den Fluthen, um sein Leben aus dem Elemente zu retten, welches es vor Kurzem nach so eifrig aufgesucht.

Besonders gegen die Thiere wird dieser Vertilgungskrieg ohne Barmherzigkeit geführt, weil sie während der ganzen Sommerzeit sich den Flüssen nähern.

Die armen Geschöpfe wissen nicht den Tag, an welchem die Fluth beginnt, nur die Alligators allein befinden sich wohl dabei und versuchen, das entfesselte Element nach Kräften zu unterstützen.

Nur der Mensch weiß sich gegen die Wuth des Letzteren zu schützen und die Bewohner jener Gegenden, Indianer, besonders dem Stamme der Ottomaken angehörig, wohnen während dieser Zeit auf Bäumen.

Doch nach Ablauf weniger Monate klärt sich der Himmel wieder auf.

Wohl verfinstert er sich noch von Zeit zu Zeit wieder, als wolle er Trauer anlegen über das Werk der Vernichtung, dessen Ursache er gewesen, doch seine Pforten senden kein Wasser mehr auf die Erde, die Gewässer, welche die Steppen überspülen, verrinnen und aus denselben steigt ein Land, ein Rasen, ein grüner Teppich, der neun Monate hindurch zu der Kühlung der Westwinde, die übrigens viel dazu

beitragen, die Fluthen zu verwehen, einen aromatischen Duft aus, welcher eine paradisische Luft und das gesundeste Klima von der Welt schafft.

Während dieser Zeit aber denkt selbst der Spanier nicht mehr an Mittagsruhe und selten weiht ihr der Eingeborene einige Stunden.

Der Marquis opferte also in dieser Beziehung nichts, wenn er während der Mittagszeit einer Gerichtssitzung beiwohnte und auch der Besuch, welchen er jetzt zu machen beabsichtigte, legte ihm in dieser Beziehung keine Bürde auf.

Er langte in der Villa an und ließ sich melden.

Sofort erfolgte die Aufforderung, einzutreten.

Die Marquise Isabella Valeria empfing den Oberrichter in demselben Boudoir, in welchem sie ihren Gemahl empfangen.

Sie war ferner wiederum in der Stellung, welche sie angenommen, als jener eintrat; jedoch war ihr Gesicht ein anderes.

Die Züge der Dame spielten nämlich in einem angenehmen Lächeln, als der Marquis von der Dienerin eingelassen ward, und sie verneigte sich bereits leicht, bevor der immer noch erstaunte Marquis ihr sein Compliment gemacht.

Spanier, Edelmann und Weltmann fiel dies indessen trotz der vorhergehenden Ereignisse ebenso aus, als sei nichts vorgefallen.

Isabella Valeria erwiderte dasselbe durch ein nochmaliges leichtes Kopfnicken und indem sie das Lächeln ihres Antlitzes ein Wenig verstärkte, dann winkte sie dem Besucher, Platz zu nehmen.

Der Marquis that es.

Während dieser Bewegung jedoch flog sein Blick über den kleinen Sophatisch, auf welchem von der Marquise einige Papiere lagen.

Die Marquise fing diesen Blick auf, that aber, als hätte sie denselben nicht bemerkt.

„Don Rovierez!“ begann sie sofort, „ich habe Euch schon seit gestern dringend zu sprechen!“

„Ich bitte um Verzeihung, Excellenza!“ sagte der Richter auf diese Einleitung, „die Befehle der gnädigen Donna gingen mir erst vor wenig Sekunden zu!“

„Ihr wart sehr beschäftigt, Sennor, ich weiß es bereits!“

„Beschäftigt, und unangenehm beschäftigt, Excellenza!“

„Auch davon habe ich bereits gehört, Don Rovierez; was ist vorgefallen?“

„Exellenza, ich weiß nicht —“

„Nun gut, lassen wir dies einstweilen, es ist auch keineswegs dasjenige, was ich mit Euch zu besprechen habe, noch ändert es diese Besprechung selbst!“

Die Marquise, welche ihren Gast so schnell unterbrochen hatte, daß er seine Weigerung, ihr die verlangte Mittheilung zu machen, nicht aussprechen konnte, ließ einen scharfen Blick über das Antlitz desselben gleiten, wobei jener die Augen zu Boden senkte.

„Ihr wißt,“ hob sie dann an, „daß man uns Frauen beschuldigt, gern ein wenig Politik zu treiben.“

Der Marquis, welcher natürlich nicht wissen konnte, worauf dies hinauslaufen sollte, begnügte sich, eine Verbeugung zu machen.

„Nun also, ich bin keine Ausnahme von der Regel!“

„Exellenza haben aber dazu kein günstiges Feld erwählt, wie ich glaube,“ antwortete jener.

„Das kommt darauf an; so z. B. habe ich hier Nachrichten aus Spanien empfangen, die mich veranlassen, die längere Dauer des Regiments des Herzogs Alcudia zu bezweifeln!“

Der Marquis horchte wohl auf, indessen schien ihn diese Mittheilung doch ziemlich kalt zu lassen.

Wir haben bereits gesagt, was um diese Zeit in Spanien betreffs des Günstlings vor sich gegangen war, und wahrscheinlich vermuthete er, daß die Marquise hierauf anspielen wolle. Die Sache war ihm also bekannt.

Dagegen aber durfte er nach dieser Mittheilung vermuthen, daß er die Marquise, wie es ihre natürliche Stellung mit sich brachte, als seine Gegnerin zu betrachten habe, und er vermuthete es.

Die Marquise ließ ihm einige Sekunden Zeit, entweder um eine Antwort zu geben, oder sich das Gesagte gehörig zu überlegen.

Als die erstere nicht erfolgte, fuhr sie fort.

„Ich will zwar dies nicht als eine unumstößliche Gewißheit hinstellen, Don Rovierez, aber ich bin auch ein Wenig Philosophin, und meine Philosophie sagt mir, daß der Weg, welchen Alcudia gemacht, ein schwindliger und schwindelnder war, der vor einem Abgrunde

endigt, an dem der Sturz unvermeidlich ist. Halte ich nun aber Beides zusammen, so hat diese Nachricht doch ihren Grad von Wahrscheinlichkeit, was meint Ihr?

Der Marquis ward ein Wenig verlegen.

„Ich muß gestehen, Exellenza!“ antwortete er zögernd, „ich habe hieran noch nicht gedacht!“

„Um so schlimmer für Euch: denn in diesen unvermeidlichen Sturz, welcher tiefer oder minder tief, gefährlicher oder minder gefährlich sein kann, werden die Günstlinge des Günstlings mit hineingezogen —“

„Exellenza —“

„Bitte, Marquis, laßt mich erst zu Ende kommen; dieselbe Correspondenz hier sagt mir nun ferner, daß ein gewisser Don Rovierez zum Oberrichter der Provinz Süd-Venezuela ernannt, und aus dem Mutterlande abgegangen sei; das seid Ihr, nicht wahr?“

„Ich habe allerdings die Ehre!“

„Gut; ferner sagt diese Mittheilung, daß jener Herr, also Ihr, jedoch vorläufig nur die gedachte Stellung einnehmen würdet, daß Ihr dagegen die Vollmacht bei Euch trüget, den Gouvernador zu entsetzen, um an seine Stelle zu treten, und daß der General-Capitain von Cumana mit Eurer Installirung beauftragt sei, ist das wahr?“

„Exellenza, ich weiß nicht —“

„Ah; Ihr seht, ich bin gut unterrichtet!“

„Ich höre es zu meinem größten Erstaunen!“

„Nun dann; kennt Ihr die Vorgänge, welche meinen Gemahl zum Gouverneur von Süd-Venezuela machten?“

„Ich bin nicht so glücklich!“

„Das ist schade; indessen es kommt auch nicht darauf an, ich will Euch nur sagen, daß das Gouvernement eine Mitgift für mich war; daß also mein Gemahl nur Gouverneur ist, weil ich die Gattin eines Gouverneurs sein sollte!“

„Ah —“

„Ja seht, früher konnte man nicht so direkt gehen, wie der Herr Principe de la Paz es thut, man brauchte Umwege, um an das Ziel zu gelangen. Ihr begreift aber wohl, daß ich mich ungerne von dem Gouvernement trenne!“

„Exellenza —“

„Nicht wahr, Ihr begreift nun auch wohl noch, wie ich mich eher von meinem Gatten, wie von dem Gouvernement trennen würde!"

„Ah, Exellenza —"

„— Und endlich, daß ich jenes nicht ohne einen bedeutenden Ersatz fortzugeben Willens bin!"

„Exellenza, ich muß um Verzeihung bitten, daß mich die Ueberraschung verhindert, eine passende Antwort zu geben!"

„Sammelt Euch, Herr Marquis, ich will Euch vollständig Zeit dazu gönnen!"

Die Marquise erhob sich bei diesen Worten, und schlug mit einem silbernen Klöpfel gegen die auf dem Tische befindliche Glasglocke.

Auf den Ton, welcher hiernach durch das Zimmer vibrirte, erschien der Kopf der Mulattin in der Thür, um sich indessen sofort wieder zu entfernen.

Dennoch bemerkte der Marquis sehr gut, wie Donna Isabella Valeria derselben durch einen Wink einen Befehl ertheilt hatte, ihm ward unheimlich.

Nichtsdestoweniger überlegte er.

Obwohl er nun immer noch nicht klug aus der Sache werden, besonders aber die Absichten der Marquise nicht erkennen konnte, blieben ihm doch zwei Wege die Sache zu beendigen.

Entweder er, der übrigens schon sein Benehmen gegen den Gouverneur als zu leidenschaftlich bereuete, schmeichelte der Frau, und brachte dadurch wieder alles in ein gehöriges Gleis.

Oder er zerriß ohne weiteres durch ein bestimmtes Handeln, wozu ihn seine Vollmachten berechtigten, jedes Band, welches ihn an diese Familie knüpfen konnte, erklärte sich offen als ihren Feind, und begann sie zu bekämpfen, indem er zunächst den Stolz der Marquise beugte, und in ihrer Person die Familie erniedrigte, von der einige Glieder bereits heute Mittag durch ihn und sein Benehmen, wenn gleich ohne seine Absicht gedehmüthigt waren.

Der Marquis war fast so weit nach einem flüchtigen Resumé seiner Gedanken, diesen letzten Entschluß zu fassen, als ein Wort vernehmlich durch das Zimmer schallte, welches jene Gedanken unterbrach.

Das Wort aber lautete, obgleich etwas undeutlich ausgesprochen:

„Spitzbube!"

Der Oberrichter fuhr zusammen.

Die Marquise, welche, während er überlegte, ihre Wanderung fortgesetzt hatte, bemerkte seine Bewegung, und lächelte spöttisch, noch spöttischer aber waren ihre Worte als sie sagte:

„Ah, Herr Marquis, für einen Staatsmann besitzt Ihr wenig Geistesgegenwart; indessen ist mir dies um so lieber, ich weiß bereits Eure Antwort auf meine Eröffnungen!“

Verletzt durch das unhöfliche Schimpfwort, welches so unangenehm als unerwartet die Wahrheit sagen mochte, und noch mehr verletzt durch die Rede der Dame, suchte der Marquis mit den Blicken umher, und fand den Papagei, der sich wie ein eingebildeter Narr nach einer vermeintlichen Heldenthat spreitzte.

Don Rovierez erröthete und die Marquise lächelte.

„Doch,“ fuhr sie fort, „wenn auch meine ersten Worte wenig ausgerichtet, so bin ich nicht gesonnen, mich so leicht aus dem Felde schlagen zu lassen. Der Gouverneur, den sie, wie ich vor wenig Augenblicken hörte, kürzlich erst gewaltiger zu Boden gedrückt haben, was mir übrigens ganz lieb ist, hat so seine eigene Absichten, und könnt Ihr wohl errathen, welcher Art diese sind!“

„Durchaus nicht, Exellenza!“ sagte der Marquis verdrießlich.

„Ah, ich sprach mich unrichtig aus; denn nach dem, was vor wenig Minuten geschehen, möchten sich diese Absichten wohl geändert haben; sage ich also, hatte seine besonderen Absichten in Betreff ihrer Person, wußtet Ihr darum?“

„Ich habe bereits geantwortet, Exellenza!“

„Nun, so muß ich Euch schon Mittheilung darüber machen; er wollte Euch zunächst mit unserer Tochter der Donna Maria verheirathen, und Euch alsdann, obwohl etwas später, zum Gouverneur machen, wozu nur noch meine Einwilligung fehlte!“

„Exellenza, ich bitte —“

„Geduld mein Herr; daß Euch mein Gemahl hiervon noch nichts gesagt, behauptet Ihr, und ich glaube Euch, aber eine andere Frage ist, ob Ihr der Donna Maria bereits Eure Liebe erklärt habt!“

„Exellenza, ich kann nicht leugnen; jedoch —“

„Immer gemach, Don Rovierez; ich bin nun zwar eine gute Mutter, oder schmeichle mir wenigstens, es zu sein, obwohl ich bisher

keine besondere Gattin gewesen, aber ich bin keine so gute Mutter, um über die Tochter die Mutter zu vergessen. Versteht Ihr mich bereits?"

„Excellenza, ich muß gestehen, hier wäre ein Verständniß beleidigend!"

„Weniger, wie Ihr denkt; doch hört weiter. Donna Maria ist keineswegs die Tochter des Gouverneurs, und eben so wenig bin ich, was die thatsächliche Seite anbetrifft, dessen Gattin, auch würde ich mich gar nicht grämen, seiner ledig zu werden!"

„Ah, Excellenza —"

„Ihr seht, ich bin offen; Donna Maria ist die Tochter — doch das ist zunächst gleichviel, genug mir gehört in Folge dessen, daß ich ihre Mutter bin, das Gouvernement dieser Provinz, und Excellenza, Seiner Majestät Gouverneur, Marquis Don Alvierez waren mein erster Diener, den ich die Verwaltung desselben zu übertragen so gefällig war!"

„Excellenza, ich wage kaum meinen Ohren zu trauen!"

„Werdet Ihr darauf beharren, Donna Maria's Hand zu begehren?"

„Excellenza wissen, was vorgefallen ist?"

„Ich weiß es!"

„Nach diesem könnte wohl davon keine Rede mehr sein!"

„Ihr habt Recht, die Stelle des Vaters dieser ungerathenen Dirne würde Euch besser anstehen!"

Der Marquis ward von Verlegenheit so gepeinigt, daß ihm der Schweiß auf die Stirne trat, während Donna Isabella Valeria mit einer fast eisigen Kälte und Ruhe sprach.

„Excellenza!" rief der Erstere, der Sinn Eurer Worte ist so ungemein tief, daß ich kaum wagen mag, ihn zu deuten!"

„Ich sagte schon, Ihr hättet für einen Staatsmann nicht Geistesgegenwart genug; ich füge dem noch hinzu, daß Euch auch Kühnheit mangelt; doch laßt Euch vorläufig gesagt sein, daß der Weg zum Gouvernement nur an meiner Hand zu machen ist, daß ich aber auch denselben bahnen werde für denjenigen, der ihn machen soll. Indessen nun gesteht wenigstens, daß ich Euch ein offenes Geständniß gemacht, und ganz Eurer Discretion anheim gegeben bin!"

„Excellenza, ich hätte nie ein solches Vertrauen erwarten dürfen, indessen bei meiner Ehre, ich werde dasselbe —"

„Oh, Don Rovierez, seid ohne Sorgen, ich bin zu klug, um mich der Discretion eines Mannes anzuvertrauen!“

Der Marquis, bei welchem seit den letzten Sekunden Verlegenheit und Schreck ein stetes Wechselspiel getrieben, erschrak wieder bei diesen Worten der eben so stolzen als strengen Dame.

Diese dagegen, welche es darauf abgesehen zu haben schien, nicht allein ihren Mann ganz kennen zu lernen, sondern ihn auch zu beherrschen, schlug abermals mit dem Stäbchen gegen die Glasglocke.

Dann jedoch trat sie zurück, nahm von dem Fenstersimse ein Pistol, und spannte während sie mit der Rechten den Kolben desselben umfaßt hielt, mit der Linken den Hahn.

Obwohl der Marquis die Absicht der Donna Isabella Valeria noch nicht erkennen konnte, so mußte ihre Bewegung doch immerhin als eine Drohung erscheinen.

Indessen die Marquise war, wenn auch ein energisches, immerhin nur ein Weib und Don Rovierez ein Mann.

Der letztere, obgleich nicht ohne Furcht, hatte dennoch Geistesgegenwart genug, die Sache von diesem Standpunkte aus zu beurtheilen, und dachte nur daran, daß er sein Versprechen noch auf eine oder die andere Weise bekräftigen solle.

Er begnügte sich daher zu lächeln.

Doch der gute Marquis irrte.

Denn während ihm noch Gedanken dieser Art durch den Kopf schwirrten, und die Marquise das beschriebene Manoeuvre ausführte, ging auch leise die Thür auf, und der verhüllte Kopf eines Thieres zwängte sich hindurch; demselben folgte eine Hand, die den Kopf entblößte, wonach das Thier völlig in das Zimmer trat, und die Thüre sich wieder schloß.

Der Anblick dieses Thieres aber ließ alles Blut gegen das Herz des Mannes strömen, während das Brummen und der geöffnete Rachen ihn wie der Blitz vom Sessel empor schnellen ließen.

Der Marquis befand sich einem — Caguar gegenüber.

„Excellenza, Jesus Maria!“ rief er.

„Spitzbube, Spitzbube!“ schrie der Papagei, indem er ängstlich in seinem Käfige umherflatterte, während der Löwe seine grüngelb

glänzenden Augen rollend, bald zu dem Käfige, bald auf den Marquis richtete.

Die Marquise dagegen lächelte, mit dem nur ihr eigenthümlichen Lächeln, welches fast noch mehr als ihr Ernst imponirte und schien sich einen Augenblick an der Angst des Mannes zu weiden.

Dann sprach sie:

„Fürchtet Euch nicht, Don Rovierez, sollte Euch dies Thier zerreißen, werde ich es unverzüglich tödten, aber es wird Euch zerreißen, wenn Ihr nicht thut, was ich verlange!"

Ein schöner Trost, man muß gestehen und der Marquis begriff dies auch sehr wohl als er rief:

„Um Gottes Willen, Exellenza, dies Thier fort!"

„Wartet nur einen Augenblick und hört erst noch, was ich Euch zu sagen habe. Diesen Caguar pflege ich gewöhnlich meinen Besuchern zu zeigen und es wäre keine Unmöglichkeit, daß derselbe bei einer solchen Gelegenheit einmal seinem Naturell nachgäbe und den bei mir befindlichen Fremden erwürgte. Sein Loos stände für diese That fest. Doch das ganze wäre ein beklagenswerthes Unglück und auch ich würde es beklagen. Ihr seht dies ein, nicht wahr?"

„Oh gewiß, gewiß!"

„Natürlich wünscht Ihr nicht, daß gerade Eurer Person dies Unglück widerfahren?"

„Nein, nein; Exellenza ich bitte Euch um alles in der Welt!"

„So wäret Ihr auch wohl bereit mir eine kleine Gefälligkeit zu erzeigen!"

„Alles, was Exellenza nur verlangen!"

„Ihr habt irgend ein wichtiges Papier bei Euch, eine Bestallung, nicht wahr; ist es nicht so?"

„Ja, ja allerdings, ich habe dies Papier bei mir!"

„Wollt Ihr mir dasselbe überliefern!"

Der Marquis todtenblaß und am ganzen Leibe zitternd, blickte die Marquise an und auch das Thier.

Der Caguar, übrigens ein schönes Exemplar, setzte sein Murren fort und sah bald die Marquise, bald den Marquis an, wobei er die blutrothe Zunge weit zum Halse herausreckte.

Don Roviérez, der noch einen Augenblick gezögert hatte, langte die Bestallung hervor und überreichte sie der Dame.

„Ich bin in Eurer Gewalt!“ stöhnte er.

„Ihr werdet dies stets sein!“ erwiederte die Marquise mit einem triumphirenden Blicke.

„Spitzbube!“ schrie der Papagei immer ängstlicher in seinem Bauer flatternd.

Die Marquise schlug wieder gegen die Glocke und dieselbe schwarze Hand von erst, ergriff die mächtige Katze, um dieselbe hinauszuzerren.

Das Thier folgte widerstrebend.

„Einstweilen sind wir fertig!“ sagte die Marquise kalt und streng mit einer Handbewegung „nur den Rath noch, sucht keine Hülfe und hofft nicht auf solche aus Cumana!“

Der Marquis, welcher nicht wußte wie ihm geschehen, noch wußte, wie ihm geschah, verbeugte sich mehrmals tief und verließ das Zimmer.

Eine halbe Stunde nachdem er gekommen, schlich er über die Plaza nach seiner Villa, aber bleich, gedrückt und niedergeschmettert.

12.

Don Marino und die Llaneros.

Was Don Marino seiner Gesinnung nach war, ist bereits aus seinen Geständnissen klar geworden.

Er war vor allen Dingen sonst aber ein Creole, der einer reichen angesehenen Familie angehörte und hatte somit gewissermaßen die natürliche Verpflichtung für sein Vaterland einzutreten.

Aber dies war so wenig gefahrlos als es die Bahn war, welche er überhaupt betreten und solches möchte bereits einfach aus den Namen, die er genannt, so wie aus dem Schicksal derer, die sie führten, hervorgehen.

Sagen wir mit wenig Worten, welche Wichtigkeit diese Namen und diese Personen hatten.

So lange die Spanier nicht Sanct Domingo entdeckt und besetzt, hatten sie eigentlich noch nicht festen Fuß in Amerika gefaßt.

Sie entdeckten indessen auch diese Insel und besetzten sie, und von hier aus entwickelte sich der spanische Despotismus, um einen der größten Namen zu schänden, den die Chronik je verzeichnet, wie er den Mann, der ihn führte mit Undank lohnte.

Dieser Name, dieser Mann aber hieß Christoph Columbus.

Von hier aus, von Domingo aus nämlich, zog er auch weiter, um unermeßliche Länder zu entvölkern und viele Völker auszurotten.

Diese Länder aber waren Westindien, Mexiko, Peru, die Ufer des Orinoko und Chili.

Von den Namen der Völker, welche dabei zu Grunde gingen, hat uns die Geschichte kaum einige aufbewahrt.

Die Verbrechen, oder besser gesagt, das Verbrechen, da alle einzelnen in ein einziges zusammenliefen, welches hierbei begangen wurde, war groß, zu groß, um sofort eine Strafe zur Folge zu haben.

Aber diese Strafe, die Jahrhunderte zögerte, um mit ihrer ganzen Wucht hervorzubrechen, war groß, und lag in der That des Verbrechers selbst.

Sie, die Strafe nämlich, hieß: Spaniens Untergang und Spanien wird sich nie von diesem Untergange erholen.

Das einstmalige südamerikanische Spanien, welches 1519 durch eine Ordre Carl des V. vom 14. September der Krone Kastilien einverleibt wurde, zählte damals 235,672 Quadratmeilen.

Der Flächeninhalt dieses Landes war also bei weitem größer, als derjenige von ganz Europa.

Anders verhielt es sich mit der Einwohnerzahl, welche im Ganzen wenige Millionen ausmachte, die aber nach und nach bis zu siebenzehn Millionen stieg.

Seit fast drei Jahrhunderten nun blieb dies unermeßliche Land eine Pfründe für Spanien, eine Schatzkammer für dasselbe, eine Revenü für die begünstigten Familien desselben, mit einem Worte, eine Besitzung, welche die Spanier und deren Regierung das Recht hatten nach Belieben auszubeuten.

Der hohe Rath von Indien, unter dem Vorsitze des Königs, übte die gesetzgebende Gewalt über diese Ländereien aus.

Die vollziehende Gewalt dagegen war übertragen:

Den vier Vicekönigen von Neuspanien oder Mexiko, von Bojato oder Neu-Granada, von Peru und von Buenos-Ayres.

Den fünf General-Capitainen von Guatimala, Venezuela, Chili, Cuba, Florida und Portoriko.

Unter diesen Vicekönigen und General-Capitainen aber standen wiederum die verschiedenen Gouverneure der Inseln und entlegener Provinzen.

Alle genannten aber waren, wie gesagt, die eigentlichen Handhaber der Gewalt.

Denn was den hohen Rath anlangte, so dehnte sich seine Wirksamkeit nur über die Spanier und die Angelegenheiten, welche sich auf Spanien bezogen, aus.

Im übrigen thaten jene hochgestellten Beamten was sie wollten, und ließen ihre Unterbeamten in Bezug auf die eigentlichen Bewohner des Landes oder alle Nichtspanier thun was sie Lust hatten.

Gesetz und Recht waren daher nur Chimäre.

Indessen war dies auch gleichgültig, da die vom hohen Rathe erlassenen Gesetze stets nur ebenso viel Bedrückungen für die Colonien waren.

Gewalt und Ungerechtigkeit waren dagegen an der Tagesordnung.

Dies war aber schlimmer als die Gesetzlosigkeit, in welche sich vielleicht jeder hineingelebt hätte, denn die Unterdrücker und Bedrückten blieben stets streng geschieden in Spanier und Nichtspanier.

Wir wollen nichts über die unermeßlichen Reichthümer sagen, welche Spanien und seine Beamten aus den Kolonien zogen; sie waren wie gesagt, ungeheuer.

Aber eine Seite, wie es geschah, verdient für unsere Geschichte Berücksichtigung.

Und sollte man es wohl glauben, Spanien hatte den Kolonien streng verboten, von andern Staaten zu kaufen und an andere zu verkaufen, nur das Mutterland hatte das Recht der Ein- und Ausfuhr. Es wollte nächst den Schätzen der Bergwerke, die es alljährlich zum Werthe von neun Millionen Pfund Sterling ausführte,

auch die Schätze des reichen Handels für sich allein behalten.

Künstlich gedrückte Preise der Erzeugnisse, meistens Rohprodukte, künstlich erhöhte Preise der Einfuhr, meistens Lebensbedürfnisse waren eine Folge davon.

Indessen hatten sich die Verhältnisse der Kolonien mit dem Laufe der Jahrhunderte anders gestaltet.

Die vermehrte Einwohnerzahl rührte zum Theil von den Abkömmlingen der ersten Ansiedler, den Creolen her, und diese besonders fühlten die Schmach des Druckes unter welchem sie lasteten.

Das feurige leidenschaftliche Temparament der Creolen führte zu Unannehmlichkeiten und endlich zu Reibungen, welche nur durch Verstärkung des Militairs unterdrückt werden konnten und von hier aus nahmen die südamerikanischen Revolutionen zunächst den Verlauf der nordamerikanischen, das heißt Eingeborne und Nichteingeborne schieden sich scharf von einander.

Das Territorium aber, auf welchem unsere Geschichte spielt, zeichnete sich auf eine besondere Weise bei den weitern Vorgängen aus.

Schon im Jahre 1750 entwarf Leon in Carraccas den Plan, Venezuela zu befreien.

Die von ihm eingeleitete Verschwörung ward entdeckt und er, wie Marino schon gesagt, gehangen.

Längere Zeit hatte dieser im Beginn unterdrückte Versuch eine dumpfe Niedergeschlagenheit zur Folge.

Aber eine andere Gesellschaft nahm sich jetzt der Sache an und bahnte eine Verbindung zwischen den Creolen und den Eingebornen an, die sie zu Christen bekehrte und diese Gesellschaft waren — die Jesuiten.

In Folge dessen konnte Tupac Amaru, ein Peruaner, ohne besorgt zu sein, daß er keinen Anhang finde, den Aufstand gegen Spanien proklamiren.

Sein Plan ging weiter, wie derjenige Leons, denn er wollte die Spanier aus ganz Amerika verjagen.

Aber er hatte in so fern Aehnlichkeit mit dem seines Vorgängers als er eben so mißlang; Tupac Amaru ward wie Leon gehangen.

Der alte Paez hatte in diesem Kampfe seine letzte Lanze gegen die Spanier gebrochen.

Es ist natürlich, daß die große Masse der so sehr gemischten Bevölkerung, welche immer noch in ihren Mischungen Klassen bildete, nach jedem dieser mißlungenen Versuche wieder erschlaffte.

Desto thätiger waren die Jesuiten.

Ihre Zöglinge Gual und Espana versuchten in den neunziger Jahren abermals einen Aufstand, welcher mißlang, und Beide entflohen.

Letzterer ward in La Guayra ergriffen und gehangen.

Um diese Zeit aber waren auch bereits die Verbindungen über das ganze Land ausgedehnt.

Die Jesuiten, welche sich der Gemüther bemächtigt hatten, die die Spanier der Regierung immer mehr von sich entfernten, leiteten dieselben im Beichtstuhle, im Krankenbette, in den Schulen, kurz überall, und stellten Marino als denjenigen auf, von welchem das Land jetzt zu hoffen hätte.

Marino, der bei dem Unternehmen Espana's betheiligt gewesen, war geächtet und gegenwärtig, da seine Güter eingezogen wurden ein obdachloser Flüchtling.

Hieraus geht einfach hervor, daß er nebenbei auch ein Schützling der Jesuiten war, wie er ihr Schüler gewesen.

Man sieht aber, mit welchen Schwierigkeiten die Väter zu kämpfen hatten, wenn sich selbst ein Mensch, den zwei so gewichtige Umstände abhängig von ihnen machten, gegen sie auflehnte.

Doch das war ja eben das charakteristische dieses Ordens, auf Alles vorbereitet zu sein und mit Energie das Ziel zu verfolgen, bis es erreicht war.

Ging nun aber die Thätigkeit, welche die Väter entwickelten, von ihrem General zu Rom von dem Papste aus?

Betrachten wir dies ein Wenig näher.

Zwischen dem Pabste und Spanien, welches stets der treueste blind ergebene Diener des Katholicismus gewesen, bestanden seit längerer Zeit Mißhelligkeiten, deren Ursachen hier gleichgültig sind.

Dieselben mehrten sich während der Regierung Carls IV. und seiner vorurtheilsfreien Minister bedeutend.

Wie wir wissen, kehrte sich Godoi der Friedensfürst so wenig an

den Papst, wie an die Priester, und seit seinem Auftreten verdoppelten sich die Auflehnungen der Kolonien gegen das Mutterland.

Die Zeitrechnungen stimmen übrigens ziemlich genau, und man kann nicht umhin auszurufen:

Spanien, Spanien, Du treuester Knecht des Katholicismus, bist durch denjenigen, welchem Du stets so gut gedient, zu Boden geworfen!

Wenden wir uns indessen von dieser Vermuthung wieder zu den Thatsachen.

Die Befehle für die Jesuiten mußten in jener Zeit genau und bestimmt sein, da sie zu Zeiten fast offen handelten, oder gar offen Partei wider die Regierung nahmen.

Einen Beweis hierfür lieferte das Benehmen des Pater Profeß zu Nueva Barcelona.

Indessen so gut ihm auch seine Absicht gelungen war, Nichts deutete äußerlich an, daß er sich dessen freue.

Vielmehr umspielte seinen Mund nur ein mildes Lächeln, und seine Gestalt, so fern von allem Stolze, war nur in so weit aufgerichtet, als es die Würde seines Standes gebot.

Als er das Kloster wieder betrat, war seine erste Frage, ob Don Marino das Kloster verlassen, und glücklich wieder aus der Stadt entkommen sei.

Man antwortete mit Ja und der Prior lächelte.

Alsdann versammelte er aufs Neue das Collegium.

Da kein Profaner bei der jetzigen Berathung zugegen war, so ist es auch nicht möglich, über dieselbe Etwas zu sagen, und sagen besonders die uns zu Gebote stehenden Notizen nichts darüber.

Aber als dieselbe, welche mehrere Stunden andauerte, beendet war, trat einer der Väter zu dem Bruder Pförtner.

In der Hand des Ersteren befanden sich drei Schreiben, wovon er eins dem Pförtner mit den Worten gab:

„Für den Boten, welchen Don Marino senden wird!"

Die andern Beiden aber, auf deren Adressen der Thorhüter die Namen Cumana und Carraccas las, verbarg jener in seiner Kutte und schritt hinaus.

Der Profeß, welcher diesem Akte vom Söller aus zugesehen, ließ ein feines Lächeln um seinen Mund spielen und trat zurück.

Der Pförtner dagegen murmelte, als er das Thor schloß:

„Ich dachte Marino würde selbst wiederkommen!“

Dieser war wirklich, so wie er das Kloster verlassen, schnell durch die Straßen geeilt bis zu dem Hause, aus welchem er erst hervorgekommen.

Keine zwei Sekunden darauf öffnete sich das Thor des zu demselben gehörenden Hofes, und Marino ritt aus demselben hervor.

Die wenigen Häuser, welche er noch zu passiren, blieben bald hinter dem jungen Manne, und später sahen die Städter in der Entfernung einen Reiter über die Steppen fliegen, wie es nur eben die Reiter in derselben zu thun pflegen.

Marino verließ die Stadt in derselben Weise, wie er gekommen, das heißt in Eile, um den Weg zu verfolgen, welcher zu der Hacienda des alten Paez führte, der nicht mehr war, und des jungen Paez, der sie erst nach vielen Jahren wieder besitzen sollte.

Der junge Abentheurer, welcher bereits dem Zwecke, welchen er erreichen wollte, sein Besitzthum geopfert, und bereit war sein Leben zu opfern, und der vielleicht so geeignet zu der Rolle war, wie kein Anderer, weil er selbst wagte seinen Schützern und Lehrern gegenüber zu treten, war eben nicht sonderlich erbaut von dem, was er erfahren hatte.

Es war indeß weniger das traurige Loos des alten Indianers und seiner Angehörigen, was ihn kränkte, als das Benehmen der Jesuiten Padres, denen er nur zu geneigt war, theilweise die Schuld davon aufzubürden.

Ueberdem aber war dem jungen, kühnen Mann diese Art von Bevormundung durch die Väter zuwider, und er hätte sich gerne von ihnen emancipirt.

Was nun aber den Trost, den er durch sie betreffs José Paez erhalten, anlangte, so gab er auf denselben nur wenig, da er recht gut wußte, daß sie, falls es ihrem Zwecke dienlich sei, denselben dennoch fallen lassen würden.

Diese Gedanken arbeiteten in seinem Hirne unausgesetzt weiter, bis er zu der Ueberzeugung kam, daß der Entschluß, welchen er bereits bezüglich der Befreiung des jungen Mannes kund gegeben, der beßte sei.

Unterdessen war aber auch die Steppe unter ihm dahin geschwun-

den, wie das Meer, welches vom Sturme beflügelt an einen Felsen vorüberzieht, und dieser Vergleich ist der richtigste, weil es mit seinen wellenartigen Hügeln bei seiner schnellen Bewegung fast ebenso aussah.

Nicht ganz so schnell, wie einst José den Weg von der Hacienda bis nach Nueva Barcelona zurücklegte, aber doch um wenig Zeit mehr nur dazu brauchend, hatte er denselben von dieser Stadt bis zur Hacienda zurückgelegt.

Aber diese bot jetzt ein anderes Bild dar gegen früher.

Statt des ehemaligen stillen Friedens, statt des Schaffens und Wirkens der Frauen schien in und um dieselbe jetzt der Krieg seinen Sitz aufgeschlagen zu haben.

Eine wilde Horde, welche man so nennen mußte, weil sie auf den ersten Blick wild erschien, lagerte in der Hütte und um dieselbe.

An verschiedenen Orten ihrer Einfriedigung waren Pferde zusammengekoppelt, und überall standen Wachen, theils zu Fuß, theils zu Roß, welche aufmerksam umherspäheten.

Seit vier und zwanzig Stunden waren diese Steppenreiter einzeln oder in Haufen herangezogen, um zu erfahren, weshalb der Ruf um Hülfe an sie ergangen.

Und diese Schaar, welche auf solche Weise zusammengekommen war, bildete ein Gemisch der Kreuzungen, welche hier in der Steppe möglich waren, nämlich durch die weiße und die braune Race.

Doch waren noch eine gute Anzahl dieser Männer ächt amerikanischen oder indischen Ursprungs, während eine kleinere Zahl sich als Leute von reiner europäischer Abkunft zeigte.

Ihre Kleidung und Bewaffnung war indessen gleich.

Alle trugen eine Art von Basquine um die Schultern, unter dieser ein Hemde, dessen Aermel in die Höhe geschlagen waren; Beinkleider von Leder und Halbstiefeln; auf dem Kopfe aber den spitzen spanischen Hut mit breiter Krempe.

Alle führten eine Lanze von ziemlicher Länge, einen Karabiner und in dem Halbstiefel des rechten Beines das beliebte Messer.

Von ihnen aber war Marino ausgegangen, um Erkundigungen einzuziehen, und so lange er fort war, blieben sie erwartungsvoll und stille harrend.

So wie er sich jedoch am Horizonte zeigte, und von den Wachen signalisirt wurde, sprangen alle auf und eilten zu dem Ausgange.

Marino langte an und, daß er sich beeilt, bewies sein schäumendes Thier, so wie der Schweiß auf seiner Stirne.

Niemand sprach, als er vom Pferde stieg, aber die Nüstern jedes einzelnen schienen sich zu erweitern, ihre Augen schienen aus den Höhlen treten zu wollen, und es war, als ob sie durch diese Sinne bereits die Mittheilungen, welche der junge Mann zu machen hatte, zu erfassen Lust hätten.

Marino stieß einen tiefen Seufzer aus, als er den Zügel seines Pferdes in eine der zwanzig Hände legte, welche darnach langten.

Er holte nach diesem Seufzer tief Athem, wie Jemand, der bis zum Umsinken erschöpft ist, und blickte finster um sich.

Sein Blick begegnete Augen, die eben so düster wie die seinigen waren, und sein tiefes Athmen ward von eben so vielen tiefen Athemzügen begleitet, als die Zahl der ihn umgebenden Männer stark war.

Alle aber schwiegen erwartungsvoll.

Marino warf endlich noch seine Basquine mit einem heftigen Rucke über die Schulter zurück, und trat einen Schritt vor; dann sprach er:

„Paez ist todt!"

„Todt?" murmelten einige Stimmen.

„Todt!" riefen Andere.

„Ja, der alte Paez ist todt!" wiederholte Jener.

Diesmal durchlief ein dumpfes Murren die Menge.

Marino holte wiederum Athem, und es war nicht recht klar, ob seine abgerissene Mittheilung absichtlich so gegeben wurde, oder ob sie in Folge seiner Erschöpfung eine Nothwendigkeit sei.

Hiernach fuhr er fort.

„Er, sein Weib und alle Bewohner der Hacienda sind heute Mittag hingerichtet!"

Das Murren verstärkte sich und ward drohend.

„Aber!" sprach der junge Mann weiter, „José lebt noch!"

Nach den letzten Worten hoben sich die Köpfe der Llaneros, und ihre Augen hingen an den Lippen des Sprechers.

Dieser, noch immer mit sich oder seiner Erschöpfung kämpfend, rang zum letzten Male nach Luft und sagte:

„Für ihn ist ein besonderer Tod bestimmt worden, aber die Väter haben versprochen, ihn zu befreien!"

Das Schweigen, welches einen Moment folgte, würde eben so schwer zu erklären gewesen sein, wie die Blicke der Männer, welche von dem Munde Marino's auf den Boden fielen.

Es würde schwer gewesen sein zu sagen, ob die Männer durch diesen Bericht befriedigt oder nicht befriedigt worden.

Aber es wäre vielleicht richtig gewesen, wenn der unbefangene Zuschauer angenommen hätte, die Llaneros versuchten ihre Zweifel an diesem Versprechen niederzukämpfen.

Indessen wagte Niemand ein Wort zu sprechen.

Marino dagegen war, während er selbst kaum zu sprechen vermochte, aufmerksam allen Bewegungen seiner Zuhörer gefolgt.

Er konnte schon mehr wagen, wie sie alle, die sich vor der Macht der Jesuiten beugten, wenn sie schon nicht immer ihre Worte für ein Evangelium hielten.

Er wagte auch mehr.

Denn nachdem der junge Abentheurer sich überzeugt, was er zu erwarten hatte, richtete er den Kopf noch höher empor und erhob seine Stimme von Neuem.

„Ja," sagte er, „das haben sie versprochen, aber ein Versprechen ist nichts weiter, als eben nur ein solches. Wir haben den Vater Paez und die Seinigen nicht retten können, wir können vielleicht José retten und die Väter ihres Versprechens entbinden.

Bei diesen Worten wiederholte sich die frühere Bewegung unter den Steppenreitern.

Marino fuhr fort.

„Das Versprechen der Rettung läuft darauf hinaus, José nach Cumana senden zu lassen, wie ich glaube; denn der Pater Prior verlangte einen Boten dahin; aber Cumana ist Nueva Barcelona; wir wollen thun, was wir beschlossen haben. Mein Plan ist folgender: Wir gehen nach Barcelona, welches wir bis zum Abende erreichen; ich hole das Schreiben ab und erbreche es; befriedigt uns dieses nicht, so befreit ihr José, während ich nach Cumana gehe; seid Ihr damit einverstanden?"

Die Llaneros waren dieser Rede mit Aufmerksamkeit gefolgt und

je näher sie dem Ende kam, desto mehr belebte ein gewisser leidenschaftlicher Ausdruck ihre Züge.

Als Marino wirklich geendet, beantwortete seine Ansprache ein furchtbares Geschrei, dessen Bedeutung jedoch nicht zweifelhaft sein konnte.

„Nun denn zu Pferde!“ rief der junge Mann.

Unter Jauchzen und Zuruf eilte der wilde Troß auseinander, um sich in den Sattel zu schwingen.

„Mir ein frisches Pferd!“ rief Marino.

Ihm wurden mehrere angeboten und er bestieg das Erste, das Beste.

Dann ging es wild und verworren zum Thore hinaus, noch wilder und mit einer gewissen Regelmäßigkeit dagegen über die Steppe fort.

Die wilde Reiterei brauste im starken Galopp nach Norden.

Es dunkelte indessen bereits, als die Llaneros sich bis auf eine halbe Meile der Stadt genähert hatten und man Halt machte.

Stille und die nöthigen Worte nur flüsternd, theilte sich der Trupp in kleinere Haufen, welche wie dunklere Stellen auf der Steppe aussahen.

Nur Marino näherte sich der Stadt im Trabe.

Der junge Mann blieb eine Strecke vor dem ersten Hause derselben halten und lauschte.

Nur wenig Geräusch und darunter einige Stimmen, deren Dehnung Gesang andeutete, schlug an sein Ohr.

Er ritt vorsichtig weiter.

Er passirte die ersten Häuser und bog in dieselbe Straße ein, aus der er vorhin abgeritten war.

Er verfolgte auch diese vorsichtig und hielt endlich vor dem Hause, welches er bei seiner ersten Anwesenheit verlassen, um sich nach dem Kloster zu schleichen.

Man mußte ihn erwartet haben.

Denn ohne Zeichen, ohne einen Laut von Seiten des Ankömmlings, öffnete sich das Thor des Hofes und Marino ließ sein Pferd durch dasselbe gehen, wonach sich die Flügel sofort wieder schlossen.

Ein Mann ergriff die Zügel des Pferdes und der Reiter schwang sich aus dem Sattel.

„Bleib hier!" sagte er zu jenem.

Der Diener, oder wenn er dies nicht war, der Eingeweihte nickte stumm mit dem Kopfe und der junge Mann schlüpfte wieder aus dem Thore, durch eine Spalte, welche kaum so viel Raum bot, eine Katze hindurch zu lassen.

Er war wieder auf der Straße.

Jetzt jedoch beschränkten sich seine Vorsichtsmaßregeln nur darauf, die Basquine mit der linken Hand bis zur Höhe des Mundes zu heben, während er die Rechte auf die Hüfte stemmte.

Im Uebrigen ging er dreist und frei vorwärts; man hätte ihn für einen jungen Mann halten können, der auf Liebesabentheuer ausging.

Und dafür hielten ihn auch wahrscheinlich die Creolen und Creolinnen, welche der schöne Abend auf die Straßen gelockt hatte, wenn sie ihre Augen auf ihn warfen.

Jedoch Marino war davon so weit entfernt, ihren Vermuthungen zu entsprechen, daß er nicht einmal die herausfordernden Blicke der Letztern, welche mitunter wohl seiner zierlichen Gestalt gelten mochten, flüchtig erwiderte.

Er schritt vielmehr, wenn auch nicht rasch, so doch schneller wie es wohl ein Spaziergänger gethan haben würde, unaufhaltsam der Plaza zu, die er sehr bald erreichte.

Nach einigen Minuten stand er vor dem Klosterthore und horchte einen Moment, als das Mettenglöcklein seine hellen Töne durch die Luft beben ließ.

Dasselbe war aber schon seit der Vesper jede Stunde geschehn; denn die Padres lasen Messen für die ohne Beichte und Absolution aus dem Leben geschiedenen Christen.

Marino, der dies natürlich nicht wissen konnte, zerbrach sich indessen nicht lange den Kopf über die Bedeutung dieses Läutens, sondern schellte.

Es wurde sofort geöffnet.

„Ah, Ah!" rief der Bruder Pförtner, als er des jungen Menschen ansichtig wurde, „ich wußte es ja, daß Ihr selbst kommen würdet!"

Hierbei langte er das bereits erwähnte Schreiben aus seiner Kutte und überreichte es Marino.

Dieser griff nach demselben mit einer Hast, welche deutlich zeigte, wie er es kaum hatte erwarten können, dasselbe in seine Gewalt zu bekommen.

Nach jenem Griff aber drehete er den Brief, statt seine Aufschrift zu betrachten, schnell um, und starrte auf das Siegel, womit derselbe verschlossen war.

Marino war sichtlich unzufrieden, als er dasselbe gewahrte.

Denn nach einem heftigen Rucke mit dem Kopfe murmelte er etwas unter seinem zarten, mit den Spitzen nach oben stehenden Bart, was jedoch unverständlich blieb und den Pförtner zu der Frage veranlaßte:

„Was meint Ihr, Sennor!"

„Nichts, nichts, mein Vater!" rief der junge Mann schnell; in sich hinein aber murrte er:

„Verdammt, ich glaubte, man würde es mir so anvertrauen!"

Doch plötzlich schien er sich zu besinnen, oder vielmehr einen schnellen Entschluß zu fassen; denn er machte eine schnelle Bewegung und sagte:

„Weiter also keine Aufträge, mein Padre?"

„Keine, Sennor!"

„So lebt wohl!"

„Lebt wohl, der Herr behüte Euch!"

Marino verließ das Kloster und der Pförtner schüttelte mit dem Kopfe.

Ein anderer Kopf aber, welcher sich außerhalb der Pförtnerzelle vor dem Fenster desselben befand, verschwand und man hätte im Hintergrunde des Hofes später die Worte murmeln hören können:

„Ich wußte es, er wird durch seinen Ungestüm Alles verderben!"

Diese Rede zu vernehmen, war jedoch Marino schon zu weit fort, und selbst ganz nahe bei dem Sprecher würde er die Töne derselben nicht vernommen haben, da seine Gedanken sich um andere Sachen dreheten.

Den Brief mit seiner Rechten an die Brust pressend, eilte er jetzt das Haus, wo sich sein Pferd befand, wieder zu erreichen.

Als er aber dort angelangt, trat er statt in den Hof in das Haus selbst.

„Licht!“ rief er.

Der leichte Schritt dessen, welcher ihm vermuthlich auf sein leises Klopfen geöffnet hatte, entfernte sich und Marino blieb einen Augenblick allein im Dunkeln.

Darauf jedoch zeigte sich erst ein Schein, wie ein nach der Schnur auf einer Wand gezogener Strich.

Der Strich verwandelte sich in Strahlen, und während die Schatten der Finsterniß, in welcher der Flur gehüllt war, gleich riesigen Gespenstern forthuschten, trat das Licht wie ein Stern hervor.

Marino warf einen schnellen Blick auf den Träger der kleinen umgekehrten Glasglocke, in welcher eine Ampel stand und sagte:

„Ah Mattheo, gut, gut, ich werde Dir auch etwas zu sagen haben, leuchte!“

Der Mann, welchem diese Worte galten, antwortete nicht, sondern blieb stumm, ja was noch mehr, sein breites, zwar scharfgeschnittenes, aber im Grunde gleichgültiges Antlitz blieb so gleichgültig wie zuvor; er bemühete sich nur der Anweisung Marinos nachzukommen.

Dieser riß hastig das Siegel des Schreibens auf, entfaltete das Letztere und las halblaut, so daß die mehrsten seiner Worte von seinem Gesellschafter verstanden werden konnten:

„Gott zum Gruß. Mein Bruder in Christo, ein verirrtes Schaaf unserer Heerde befindet sich hier im Kerker der Gerechtigkeit, um ein Urtheil zu erwarten. Gründe, welche näher berichtet werden sollen, veranlaßten uns zu verlangen, daß der Malifikant nach Cumana geschickt werde und es wird geschehen. Empfangt ihn, hegt ihn und leitet ihn. Der Baum ist gefallen, der Schößling muß aufblühen, denn sein Name beherrscht die Steppen: Der Segen Gottes unterstütze Euer Beginnen!“

„Ich wußte es!“ rief Marino, „Mattheo, halte Dich um Mitternacht in der Nähe des Forts auf, Du wirst sehen was dort zu thun ist. Giebt es Neuigkeiten?“

„Nichts von Belang, Marino; es scheinen Reibungen zwischen dem Gouverneur und den Offizieren der Garnison stattgefunden zu haben; man munkelt Allerlei, doch weiß ich nichts Bestimmtes!“

„Gut, oder um so besser, wenn ersteres wahr ist, thue wie ich Dir gesagt, geh!“

Mattheo, wie ihn Marino nannte, ein Mensch von weniger riesigem Wuchse als von kolossalem Gliederbau, entfernte sich wie er erschienen, gleichgültig und schweigend.

Marino trat wieder auf die Straße, schlich in den Hof und schwang sich in den Sattel.

Dies Mal schien er es nicht für nöthig zu halten, langsam aus der Stadt zu reiten; denn er galloppirte sofort an, und sprengte später, was das Pferd laufen konnte, über die Steppe dahin.

Der Hufschlag seines Pferdes, welcher die Erde leicht erbeben machte, ward von dem gespitzten Ohre der Llaneros aufgefangen und die Trupps zogen sich allgemach zusammen.

Als Marino bei ihnen anlangte, waren bereits die Mehrsten versammelt.

Der junge Mann rief halb unterdrückt.

„Es geht nicht anders; um Mitternacht müßt ihr ihn befreien, aber seid vorsichtig und vermeidet unnützes Blutvergießen. Man wird übrigens nicht vorbereitet sein; ich gehe nach Cumana!“

Nach diesen Worten, die bei denen, welche sie vernommen, ein leises Murren hervorgerufen hatten, warf Marino sein Pferd herum und sprengte wieder davon.

Einige Minuten hörte man in dem weiten Kreise, welchen die alle herangekommenen Steppenreiter bildeten, leises unterdrücktes Geflüster; es schien als würden Anordnungen getroffen.

Dann trennten sich die Llaneros wieder lautlos, wie sie gekommen, und selbst die Rosse schienen die Wichtigkeit des Augenblicks und die Nothwendigkeit der Stille begriffen zu haben, da kein Wiehern laut ward.

Nur hin und wieder flüsterte ein Reiter:

„Um Mitternacht, um Mitternacht!“

13.

Die Liebenden.

Wenn zur Ueberschrift des nachfolgenden Abschnitts ein Wort gewählt ist, welches in der Regel zwei einander anhängende Menschen beiderlei Geschlechts bezeichnet, so würde man sich diesmal doch täuschen, dasselbe auf José und Donna Maria zu beziehen.

Im Gegentheil, so weit sind wir noch nicht.

Denn nach dem, was José Paez gesehen, was er erfahren, und was er zuletzt mit angesehen, wird gewiß Jedermann begreiflich finden, daß bei ihm keineswegs dies Gefühl der Liebe vorherrschend sein konnte.

Wie wäre er auch überhaupt wohl noch im Stande gewesen, seiner Leidenschaft, die der Anfang seiner Leiden war, zu gedenken.

Ohnmächtig, wie er war, ward er von den Kerkerknechten losgebunden, und fiel auf den Boden.

Seine Mitgefangenen, welche bereits wieder in ihre Zellen abgeführt wurden, gingen schaudernd an ihm vorüber.

Ihn dagegen nahm man vom Boden mit einer rohen Brutalität, mit einer barbarischen Roheit auf, welche an einem anderen Körper als dem seinigen wahrscheinlich das vollendet hätte, was der eben gehabte Anblick begonnen.

Doch der unter Anstrengungen und Strapazen aufgewachsene Llanero war von Stahl und Eisen.

Er konnte einem heftigen Seelenschmerze unterliegen, aber die Mißhandlung des Körpers machte keinen Eindruck weiter auf ihn.

José kam noch auf den Stiegen wieder zur Besinnung, und das erste Wort, welches sich zwischen seine Lippen hindurch drängte, war wiederum:

„Wasser!“

Schwerlich aber war dasselbe mit Bewußtsein gesprochen, es war das letzte, was er gesprochen, und da das Bedürfniß dasselbe hervorgestoßen, so mochte es wohl noch auf seiner Zunge schweben.

José's Blick war stier und wild.

So wie aber die Kerkerdiener bemerkten, daß er zu sich gekommen, stellten sie ihn unsanft auf die Beine und zerrten ihn fort.

Der junge Indianer schwankte, aber er machte doch die Bewegung des Hinabsteigens, und man gelangte bis zu den unteren Räumen.

Hier mochte der Jüngling vielleicht auch sein Bewußtsein wieder erlangen, denn ein tiefer, tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust.

Dagegen aber sprach er keine Silbe weiter, sondern schritt schweigend in den dunklen Raum seines Kerkers, der sofort hinter ihm verschlossen wurde.

José setzte sich auf das kalte Steinpflaster.

Es ist kein Wunder, wenn ein Mensch unter dem, was unser Freund ertragen, körperlich, und nach dem, was er erlebt, auch geistig zusammenbricht.

Und José war zerdrückt, er war von der Last seiner Leiden zermalmt.

Warum hat es die Natur so eingerichtet, daß uns die Leiden tiefer hinabwerfen, als uns je die größte Freude wieder erheben kann?

Ja, was noch mehr ist, ein Uebermaaß des Glückes wird selbst zur Qual, während ein Uebermaaß der Leiden nur doppelt in derselben Weise wirkt.

Und wie viel kann der Mensch erdulden!

José war erdrückt, aber er lebte noch, das heißt, er athmete, er konnte seine Glieder bewegen, und hatte eine Vorstellung von dem, was eben geschehen war.

Im Uebrigen aber lebte er nicht, denn er hatte keinen Willen, keinen Wunsch, ja er hatte augenblicklich keinen Verstand.

Eine dumpfe Lethargie bemächtigte sich seiner und hielt mehrere Stunden an.

Könnte das Schicksal nicht barmherzig sein, und mit diesem Zustande die Leiden durch das Ende des Lebens enden lassen?

Es geschieht mitunter, doch nur selten, und der junge Indianer sollte auch noch empfinden, was er litt.

José lebte fort, und aus der Lethargie ging er in einen Zustand über, in welchem sich der lebendig Begrabene befinden muß.

Eine ängstliche Verzweiflung bemächtigte sich seiner.

Er fühlte, wie der Tod sein Herz umkrallte, und die Seele rang,

wie die eines Sterbenden mit dem Tode, dem sie sich noch nicht ergeben will.

Die verzweifelte Angst, welche seinen Körper schüttelte, daß die Ketten klirrten, erweckte auch wieder seine Lebensfähigkeit.

Mit dem Erwachen des Lebens, dem neuen Kreisen des Blutes aber wechselten auch die Stadien seiner Gemüthsbewegung schneller.

So wenig an Körper, wie an Geist noch kräftig genug, um in Wuth zu gerathen, schüttelte er dennoch seine Ketten bei dem Gedanken an die Art, wie er hierher versetzt worden.

José war zornig, aber merkwürdiger Weise empfand er gar keinen Haß.

Er fühlte dies, und wunderte sich darüber.

Aber er wollte hassen, und versuchte sich zu zwingen.

Da traten die Indier, wie sie nach einander den Weg nach dem Jenseits betraten, vor seine Seele.

José erbebte wieder.

Er sah sie sterben, und sah auch seinen Vater enden.

Er sah seine Mutter die Leiter betreten, und hörte ihren Abschied von dem Sohne, dessen Blicken ihr Auge im letzten Momente des Lebens begegnete.

José schrie laut auf, sank zurück und wälzte sich auf den kalten Steinen des Pflasters umher.

Seine Hände krallten auf diesem schlüpfrigen Gestein, als wolle er sich an demselben halten, und jener Schrei, der sich seiner Brust entwand, ward zu einem dumpfen Stöhnen.

So lange hatte die Wucht der Schicksalsschläge ihn nur erdrückt und zu Boden geworfen, hatte nur gedroht, ihn zu tödten.

Jetzt dagegen zerriß ein grimmiger Schmerz seine Brust, und zerfleischte sein Herz.

Er litt gräßlich, gräßlich, und es schien keine Linderung für diesen Schmerz zu geben.

Es gab dieselbe indessen doch.

Oh, das Schicksal ist nicht so hart, wie man glaubt, und wenn es tiefe Wunden schlägt, giebt es auch den Balsam, sie zu heilen.

José, der sich verzweiflungsvoll am Boden wälzte, der mit seinen Fingern in den Fugen der Steine wühlte, um sie dann wieder

gegen die Brust zu pressen, wo der Schmerz wühlte, empfand plötzlich einen Stoß in seinem Innern, dann einen zweiten und einen dritten.

Der Athem stockte ihm, und der junge Mann glaubte, es sei zu Ende. —

Doch dem war nicht so.

Jene Bewegung des Herzens stieg empor bis zur Kehle, die sie einen Moment zuschnürte, zitterte endlich bebend durch die Nüstern, wie ein unruhiger Seufzer, und ließ dann die Luft wieder durch dieselbe mit eben der zitternden Bewegung ein.

Die Augen des jungen Mannes brannten, und zugleich schienen Feuerströme über seine Wangen zu fließen.

Ein Schluchzen, welches seinen ganzen Körper rüttelte, folgte —, José weinte.

Dem schwächeren Weibe gab die Natur bei jedem Schmerze Thränen, damit sie das Herz desselben erleichtere.

Dem Manne nur, wenn ihn die Verzweiflung gepackt, und wehe dem, der sie erpreßt.

Denn die Thräne des Mannes erleichtert nicht allein, wie die des Weibes, sondern sie ruft einen Wechsel in seinem Gemüthe hervor.

José weinte lange und anhaltend.

Seine Hände bedeckten endlich sein Gesicht, als sie nicht mehr nöthig hatten, die Brust zu halten, welche die Erschütterung des Schluchzens zu zersprengen drohete.

Aber der Quell seiner Thränen versiegte, und als dieselben nur noch in einzelnen Perlen seinen brennenden Augenliedern entglitten, richtete sich der junge Indier auf.

Er war ein Anderer geworden.

Mit voller Klarheit stand jetzt Alles vor seinen Blicken, mit klarem Verstande begriff er jetzt alle Ereignisse der letzten Stunden, ohne irgend eine leidenschaftliche Bewegung, ohne Zorn oder Wuth zu empfinden.

Er trauerte, aber seine Trauer war ruhig; er fühlte einen nagenden Schmerz, aber dieser Schmerz hatte keine Bitterkeit mehr.

José wendete seinen Blick nach oben.

Er streckte seine Hände zum Himmel auf und flüsterte:

„Mein Gott!“

Er wiederholte diesen Anruf mit einem Zusatze und sprach:

„Mein Gott, Dein Wille geschehe!“

José hatte beten gelernt, aber nur beten, wie es die Väter der Gesellschaft Jesu lehrten: Das Ave Maria und sein Pater noster.

Er hatte aus dem letztern jenen Satz gegriffen, ohne es vielleicht zu wissen oder zu wollen; aber alle seine früheren Gebete enthielten gewiß nicht das, was jetzt in jenen Worten lag.

Es war die Ergebenheit in sein Schicksal, es war die Andeutung eines andern Trostes, der ihm ward. Des besten Trostes für Jeden, der auch nicht vermag, seine Gefühle und Gedanken in Worte zu fassen, der aber glaubt, daß ein höheres Wesen über ihn waltet, in dessen Macht er steht.

José empfand, so zu sagen, die Nähe dieses Wesens, sobald er an dasselbe gedacht, und sein Schmerz ward milder, seine Trauer stiller. Er verfiel in ein stummes Nachdenken.

Aber als hätte ein guter Genius nur diesen Moment erwartet, um sich seiner anzunehmen, er versank bald in einen Schlaf, den seine Erschöpfung erklärlich macht.

Auf Stunden wenigstens war er seiner Pein und seinen Qualen entrückt, und er hätte gewiß länger geschlummert, wenn es der brennende Durst erlaubte.

Dieser weckte ihn wieder.

José wußte nicht wie lange er geschlafen, doch die Ursache, welche sein Erwachen herbeiführte, deutete an, daß es nicht lange gewesen sein könne.

Diese Ursache war aber nicht zu verkennen, da seine Lippen brannten, seine Zunge vertrocknet war, und der Gaumen an der Zunge klebte.

Einen Augenblick beherrschte dies Gefühl ihn ganz.

Dann jedoch ließ ihn sein natürlicher Instinkt auf ein Auskunftsmittel verfallen, welches wenigstens momentan Linderung verschaffte.

Der junge Indier warf sich wieder zur Erde, reckte die verbrannte Zunge aus, und kühlte ihre Gluth an den Steinen des Bodens.

In wie weit dies sein Verlangen, das Verlangen eines gebieterischen Bedürfnisses befriedigte, vermag nur derjenige zu sagen, der

in ähnlicher Lage veranlaßt wurde, zu ähnlichen Hülfsmitteln zu greifen.

Der Durst, die fürchterlichste Pein des Nothleidenden, ist schrecklicher als der Hunger.

Auch José vergaß über den Durst den Hunger, und fuhr längere Zeit fort, jenem Feinde zu begegnen.

Da kam ihm plötzlich ein neuer Gedanke.

Seit er verhaftet, war ihm noch keine Nahrung gereicht worden; wie wenn man ihn verhungern lassen wollte?

Jeden andern, und auch zu einer andern Zeit den Indianer, würde dieser Gedanke erschüttert haben.

Doch José lächelte jetzt nur, als er mit seiner Beschäftigung inne hielt; er durfte nicht mehr hoffen, und daher war ihm die Art des Todes gleichgültig.

Noch mit Gedanken dieser Art beschäftigt, die indessen keineswegs klar, sondern wirr und verworren, wie ein ungeregelter Traum durch seinen Kopf schossen, hörte er ein Geräusch auf dem Flure.

Dasselbe nahm Form an, wenn man Tönen diese Eigenschaft beilegen kann und man kann es, weil jeder Ton eine Sprache ist, die verstanden wird, sobald sie sich deutlich ausdrückt.

Die Deutlichkeit der Töne aber, die er, hörte bestand darin, daß sie Tritte verrieth; Tritte, welche eilig und leicht den Corridor entlang kamen.

Nach wenigen Sekunden verstummte das Geräusch derselben und der Gefangene hob den Kopf.

Denn wenn sein Gehör nicht täuschte, so hatte jenes vor seiner Zelle ein Ende genommen; man kam vermuthlich zu ihm.

José hatte sich nicht getäuscht.

Nachdem einige weitere Sekunden in lautloser Stille verronnen, öffnete sich das Fenster in der Thür seines Kerkers, und ein Lichtschimmer drang herein.

Geblendet durch diesen Schein, vermochte der junge Mann zuerst nicht dasjenige oder denjenigen, welcher die Klappe geöffnet hatte, zu erkennen.

Aber ein merkwürdiger Reiz erweiterte seine Nasenlöcher und wirkte auf seine Geruchsnerven.

So mag das verschmachtende Roß der Sahara seine Nüstern berührt fühlen, wenn es nach Wochen langem Entbehren des Wassers endlich die Ausdünstungen einer Quelle wittert, deren Nebelstaub die Luft umher schwängert.

Als José wieder sehen konnte, erblickte er eine Hand, welche ein Gefäß trug und dies letztere streckte sich ihm entgegen.

Jene Hand aber war nicht knochig und rauh, wie die Hände, welche ihn fesselten und ihn bisher berührten; sie war klein, zart und weiß wie Milch.

José zauderte.

Seit die Indier zu Christen bekehrt wurden, denken sie sich den guten Genius und die Engel weiß, als Gestalten von weißer Farbe mit weißer Haut.

Die Priester, welche sie bekehrten, haben es ihnen so gelehrt und sie glauben, was diese lehrten, auf das Wort; das ist erklärlich.

José, das Kind der Natur war abergläubisch, er war es nicht wie seine Vorfahren, aber wie ein befangener Christ, der die Erzählungen der Bibel und der Evangelisten buchstäblich nimmt.

Er wußte von den Erscheinungen der Engel.

Und wie gesagt, er zauderte, denn er glaubte hier einen Engel zu sehen, den ihm der Himmel sandte.

Wer weiß, ob er gewagt hätte, sich zu nähern, wenn nicht eine Stimme ihn dazu aufgefordert hätte.

„Nehmt, nehmt!“ sagte diese Stimme, „Ihr hattet Durst!“

„Ah, ich habe ihn noch!“ flüsterte José ängstlich, aber schon mit mehr Vertrauen, denn vorhin.

„So nehmt schnell!“ fuhr die Stimme fort, „ich kann nicht lange verweilen!“

Der Ton, mit welchem diese Worte gesprochen wurden, war so milde, so sanft, daß auch noch ein Aengstlicherer als José Zutrauen gefaßt haben würde.

Er wagte es näher zu treten, und ergriff das Gefäß.

Mit vollen Zügen schlürfte er den Inhalt desselben, der meistens so gering geschätzt wird, ja werthlos ist und ohne den wir doch nicht sein können, ohne den die ganze Welt nichts wäre.

„Dank, Dank!“ flüsterte er immer noch unsicher, als er das Gefäß geleert.

Die Hand zog sich mit demselben schnell zurück und jetzt sollte José sehen, wer ihm diese Wohlthat gespendet.

Ein Gesicht, welches abwechselnd erglühete und bleich wurde, das von dunklen schwarzen Haaren eingerahmt war, und aus dem verlegen ein Augenpaar unter langen Seidenwimpern hervorleuchtete, erschien vor der Oeffnung.

Der Engel nahm das ausdrucksvolle Gesicht eines jungen verlegenen Mädchens an.

„Ah?“ sagte José mit einem tiefen Seufzer. „Seid Ihr mein Kerkermeister?“

„Nein, nein!“ antwortete das junge Mädchen, „fragt nicht, nehmt!“

Und wiederum streckte sich die Hand ihm entgegen.

José langte zu, aber mit dem Brode und dem Fleisch, welches ihm die Hand reichen wollte, welche an einem Alabaster-Arme saß, ergriff er zugleich jene Hand, und preßte sie an seine Lippen.

Das war ein Tribut der Dankbarkeit, und kein anderes Gefühl bewegte die Brust des jungen Gefangenen.

„Um der Jungfrau Willen!“ rief die schöne Spenderin, „laßt mich, was beginnt Ihr!“

„Wer Du auch bist!“ entgegnete José feierlich, „habe Dank, und so lange ich noch zu leben habe, werde ich Dich nicht vergessen!“

„Ihr habt viel gelitten!“ flüsterte das Mädchen.

„Schrecklich, schrecklich; aber ich bin jetzt gefaßt, und Du bringst mir Trost!“

Das Mädchen seufzte.

„Laßt mich!“ sprach dasselbe nochmals, und so wie es die Finger der Hand Josés entrungen, schloß sich die Klappe. Der Gefangene war wieder im Finstern.

Josés erste Bewegung war die erhaltenen Lebensmittel nach seinem Munde zu führen.

Aber noch hatten seine Zähne nicht ganz den ersten Bissen von dem Brode getrennt, als er einen Ausruf vernahm, der ihn verhinderte, seinen Hunger zu stillen.

Es war dieselbe Stimme, welche eben zu ihm gesprochen und die jetzt ängstlich aufgeschrieen hatte.

José zog das Brod, welches er im Begriff gewesen, mit einer Art von Heißhunger zu verschlingen, zurück und lauschte.

Er hörte, daß man sprach und heftig sprach.

Aber obgleich eine der Stimmen gewissermaßen einen gebieterischen Ton angenommen hatte, so schien doch keine derselben einem Manne anzugehören.

Was konnte dies sein.

Der junge Indier verhielt den Athem und blieb wie angewurzelt neben der Thür.

„Ha!" rief er dann plötzlich unterdrückt, „Ha, sollte es wirklich — doch unmöglich!"

Er lauschte wieder.

„Und dennoch!" fuhr er fort, während sein ganzer Körper zitterte, „sie ist es; sie ist es; es kam von ihr!"

Die Leiden, welche der junge Mann erst kürzlich erduldet hatte, waren groß, fast zu groß, um von einem Menschen ohne Nachtheil für seine Gesundheit ertragen zu werden.

Nur die indianische Natur war vielleicht im Stande, sie ohne eine Nervenaffection zu überwinden.

Aber die Klänge der einen Stimme, welche jetzt an das Ohr des Gefangenen schlugen, übten momentan noch eine größere Wirkung auf ihn aus.

José stand nach der Ueberzeugung, welche sich ihm aufdrang, zur Bildsäule erstarrt.

Er hatte jene Stimme bisher zwar nur zwei oder drei Mal gehört; aber er hatte dieselbe nicht vernommen, um sie zu vergessen.

Das Ohr eines Indiers ist scharf; das Ohr desjenigen, welcher liebt, aber noch schärfer, und José hatte geliebt, die Macht der Liebe beherrschte ihn für den Augenblick.

Sie, die Liebe war ja der Anfang alles dessen gewesen, was er bisher erlebt hatte, und dieser Anfang machte sich jetzt auch zuerst wieder bei ihm geltend.

Wie aber sein Inneres durch die bekannten Vorgänge bereits seit längerer Zeit zu schnellem Gefühlswechsel geneigt war, so änderte sich dies auch jetzt plötzlich.

Sein Herz, welches einen Augenblick mächtig schwoll, erkaltete im nächsten Momente.

Seine Pulse, welche einen Moment hämmerten, stockten im nächsten Augenblicke.

Es war die Wirkung dessen, was durch seine leidenschaftliche Liebe herbeigeführt worden; der Ereignisse, die eintraten, nachdem er sich entschlossen alles zur Befriedigung seiner Leidenschaft anzuwenden.

José, der eine Sekunde heftig, man könnte sagen, freudig erregt worden, ward von einem Fieberfroste geschüttelt, als sein flüchtiger unklarer Gedanke an diesen Vorgängen hängen blieb.

Dieser Moment und der Wechsel seiner Gefühle unterbrach indessen nicht jene Laute auf dem Corridor, die vielmehr fortdauerten und verriethen, wie von zwei Personen die Eine gebieterisch etwas verlangte, die Andere dagegen zaghaft weigerte, jenes Verlangen zu erfüllen.

Erstere Stimme aber schien gesiegt zu haben, als sich der Doppelschritt der Personen wieder näherte.

Einige Sekunden hörte José keinen andern Laut.

Dann aber, als die Tritte vor der Thüre seiner Zelle anhielten, sagte jene Stimme:

„Nun Mädchen?"

Ein Seufzer antwortete.

„Schnell!" fuhr jene fort, „ich gebiete es Dir, oder bei der Jungfrau —"

Ein zweiter Seufzer folgte; doch dem Gebote schien gewillfahrt zu werden.

José hörte Schlüssel klirren; die Schlüssel in dem Schlosse rasseln, und dieses öffnen.

Er hörte, wie dasselbe entfernt, und die Eisenstange weggenommen wurde.

Er vernahm mit einem Worte alle jenen Töne, die er bereits gehört, als sich vorhin sein Kerker öffnete, nur schienen die dazu nöthigen Anstrengungen jetzt mit schwacher unsicherer Hand gemacht zu werden.

José's Blut trat wieder nach seinem Herzen, und dieses pochte so heftig gegen seine Rippen, daß die Schläge hörbar wurden.

Er wollte sich von der Thür entfernen, und doch war es, als sei er durch einen Zauber an derselben festgebannt.

Endlich knarrte diese Thüre in ihren Angeln und ging auf.

Was der junge Mann erst nicht vermocht, geschah jetzt willenlos und unwillkürlich.

Er sprang zurück, daß seine Ketten klirrten, und zwei erstickte Ausrufe begleiteten diese Bewegung.

Als aber der Indianer nicht mehr vom Lichte geblendet wurde, sah er, daß ihn sein Gehör nicht getäuscht hatte.

Donna Maria stand vor ihm und hinter ihr dasselbe Mädchen, welches ihn erst durch einen Trunk erquickt und ihm Nahrung gereicht hatte.

José faltete unwillkürlich seine Hände, wie Jemand, der durch ein Schreckbild überrascht wird.

Donna Maria trat noch einen Schritt näher; sie war bleich wie Marmor.

„José Paez!" sagte die junge Dame, „lebt Ihr noch!"

„Ja, ich lebe!" flüsterte der junge Mann, „ich lebe noch!"

In dem Herzen des Indianers begannen Haß und Liebe einen Kampf.

Die Gegenwart, die Nähe derjenigen, für deren Besitz er Alles gewagt hätte, wirkte mächtig auf ihn.

Der Gedanke an dasjenige, was sie ihm zugefügt hatte, versuchte jene Wirkung zu vernichten.

Donna Maria wendete sich an ihre Begleiterin.

„Nimm ihm die Fesseln ab, Mädchen!" herrschte sie.

„Donna," antwortete dasselbe, „ich habe bisher gehorcht, aber —"

„Schweig' und thue, wie ich Dir geheißen!"

„Ich darf nicht!"

„Gieb mir die Schlüssel!"

„Ich kann nicht!"

„Wie, Du willst Dich weigern?"

Die Marquise schritt auf das bleiche zitternde Mädchen zu, und entriß ihr das Schlüsselbund.

Jenes warf sich auf die Knie und flehete:

„Erbarmen, Donna, habt Erbarmen mit mir, Ihr tödtet mich; Ihr stürzt den Vater ins Verderben!"

„Er verderbe und Du magst sterben!“ rief die entschlossene junge Dame.

Donna Maria entriß ihr auch noch die Leuchte, und setzte sie in geringer Entfernung auf den Boden.

Paez war zwar ein stummer Zuschauer dieser Scene gewesen, aber desto mehr war sein Inneres durch dieselbe bewegt worden.

Seine Brust wogte und sein Athem glühete.

Er hatte ein Gefühl der Angst und Furcht, und dennoch konnte er sich nicht von der Stelle rühren, konnte kein Wort über seine Lippen bringen.

Donna Maria trat dicht an ihn heran.

„Ich bin Schuld!“ sagte sie, „daß Ihr diese Fesseln tragt, José, ich will sie auch lösen!“

Bei der Berührung durch die Hand des jungen Mädchens erzitterte sein ganzer Körper.

Maria öffnete die Schlösser seiner Ketten und die Fesseln fielen schwer und klirrend zur Erde; Paez vermochte immer noch nicht sich zu rühren.

Die junge Dame warf sich zur Erde, und that ein Gleiches mit den Fesseln seiner Beine.

José stand wie angewurzelt.

Maria reichte dem knieenden Mädchen das Schlüsselbund, und sagte zu José:

„Jetzt folgt mir!“

„Thut es nicht!“ rief jenes Mädchen, „Ihr werdet nicht so undankbar sein!“

„Folgt mir, José!“ sagte Maria abermals, „ich will Euch retten!“

„Um des Himmels Willen!“ flehete Jene, „bedenkt, daß ich es war, die an Euch dachte, als sich Niemand um Euch kümmerte, die Euch erquickte, als Ihr verschmachtetet!“

José ließ seinen irren Blick von einem der beiden Mädchen zum andern schweifen, aber er rührte sich nicht.

Maria ergriff seine Hand.

„Kommt, kommt!“ sagte sie, „der Weg ist frei, Euer Pferd steht bereit; eilt, ehe es zu spät wird!“

Von dem Mädchen fortgezogen, machte der Indianer einen Schritt, aber er sträubte sich weiter zu gehen.

„Ich bleibe!“ stöhnte er endlich dumpf.

„Wie, Ihr bleibt?“ rief Donna Maria, „Ihr wollt bleiben, um Euch tödten zu lassen, wie Eure Eltern und Verwandten getödtet worden?“

Das Auge des Indiers begann bei diesen Worten zu leuchten, aber er wiederholte:

„Ich bleibe!“

„Ihr bleibt, und wollt Euch nicht rächen, José Paez, wollt Eure Verwandten nicht rächen?“

José's Auge erglänzte höher, und sein Athem drängte geräuschvoll hervor; er machte, indem er der Anstrengung der jungen Dame nachgab, einen zweiten Schritt.

„Bleibt, bleibt!“ schrie das andere Mädchen, „hört nicht auf die Donna!“

Paez blickte sie an, und sein Auge sprühete Funken.

„Rache!“ murmelte er dumpf.

„Ja, Rache!“ rief Donna Maria, „Rache, für die gegen Euch begangene Niederträchtigkeit, die auch mich zur Sünderin macht!“

Und sie zog den Gefangenen weiter mit sich.

Es war jetzt ersichtlich, daß Paez, obgleich sich vielleicht nicht ganz klar dessen bewußt, was er that, den Aufforderungen der jungen Dame folgen werde, und auch jenes junge Mädchen sah es.

Bebend vor Angst, verzweifelnd bei dem Beginnen der Donna Maria, gab ihr die Verzweiflung plötzlich einen Entschluß ein.

Sie hatte gefehlt, und sehr gefehlt; sie, die Tochter des Kerkermeisters, hatte, bestochen durch das edle Aeußere des Indianers, verleitet durch ein unerklärliches Gefühl für denselben, und durch ihr theilnehmendes Herz, welches Mitleid für den Gefangenen empfand, unternommen, den Armen, der alle körperlichen und geistigen Qualen, die nur ein Mensch zu ertragen im Stande ist, zu ertragen bestimmt schien, zu erquicken.

Der Ausgang dieses Unternehmens drohete durch die Dazwischenkunft der Donna schrecklich zu werden.

Er drohete nicht allein sie, sondern auch den Vater zu verderben.

Das Mädchen zog es vor, den Vater zu retten, und sich selbst vielleicht eine Züchtigung zuzuziehen.

Als es sah, wie alles Flehen umsonst, wie der Gefangene der Donna zu folgen geneigt war, deren Anforderungen es sich nicht zu widersetzen wagte, obgleich es widerstrebte, reifte ein schneller Entschluß.

Das Mädchen sprang auf und zu der Zelle hinaus; die Thür schlug zu, und die Eisenstange legte sich vor dieselbe.

Donna Maria und José waren allein.

Maria ließ einen Ausruf des Schreckens hören, und sprang zu der Thür, wo sie indessen zu spät anlangte.

Paez dagegen sprang zurück.

Durch diesen Auftritt und den Schreck noch bleicher geworden, als sie es bereits gewesen, wendete sich Maria wieder zu dem Indier.

„Es soll so sein!“ murrte sie, „José Paez, habt Ihr mich geliebt, liebt Ihr mich noch?“

José schwieg.

„Antwortet mir, liebt Ihr mich noch?“

Der Gefangene rang mit sich, seine Fassung oder eine Art von Fassung zu gewinnen, um zu antworten.

Maria trat ihm näher.

Das Mädchen schlang beide Arme um ihn und wiederholte:

„Ein Wort nur, José, ein Wort nur sagt mir: liebt Ihr oder haßt Ihr mich?“

Endlich war es dem jungen Manne gelungen, Herr seiner selbst zu werden.

„Donna!“ rief er, „hier ist nicht der Ort, diese Frage zu beantworten, aber ich verzeihe Euch!“

Donna Maria drückte den jungen Mann mit einer heftigen Bewegung an sich; draußen auf dem Korridor wurden Flüche und eilige Tritte laut.

14.

Die Flucht.

Was Donna Maria in der Nacht, denn so weit war die Zeit bereits vorgerückt, in den Kerkerräumen des Schlosses wollte, sagte sie selbst bereits.

Aber auch die Art, wie sie dahin gelangt, bedürfte wohl kaum einer Erklärung.

Die junge, leidenschaftliche Spanierin, welche in ihrem Benehmen keine Schranken anerkannte, welche in ihrer Ausgelassenheit jede Grenze des Anstandes und der Schicklichkeit übersprang, verleugnete sich auch jetzt nicht.

Sie wollte gut machen, was sie verdorben, oder doch wenigstens so weit ihre Fehler verbessern, als es noch möglich war, und wir haben bereits gesehen, wozu sie im Stande sein konnte.

Doch so sehr ihr Charakter, ihre Stellung und ihr Eigensinn sie auch befähigte, Alles zu wagen, sie blieb immer nur Weib, das nicht jedes Wagniß auszuführen die Kraft hatte.

Die Vorgänge bei dem Verhöre, ihre innere Angst und Aufregung hatten jene erschöpft, und willenlos folgte sie dem Vater, der indessen selbst heftig ergriffen, sie schnell verließ.

Maria eilte wieder zur Cousine.

Ihre Kraft war, wie gesagt, zu Ende, und zitternd trat sie zu derselben in das Zimmer.

„Cousine, Cousine!“ rief Donna Elwire, „was habt Ihr gemacht?“

Diese Frage und die Angst der Cousine, welche jedenfalls größer war wie die Ihrige, gaben der Donna Maria einigermaaßen ihre Fassung wieder.

„Was Ihr nie gewagt haben würdet!“ antwortete sie schnell.

„Aber wie soll dies enden?“

„Schrecklich, Cousine, schrecklich wird es enden, ich sehe es voraus; aber nicht allein für mich wird dies so sein, sondern auch für Euch, für Alle!“

„Wie, Ihr macht mich beben!“

„Ich sagte, der Marquis sei ein Nichtswürdiger!“

„Das thatet Ihr, und ich habe nicht widersprochen?"

„So gabt Ihr mir Recht, wie es scheint?"

„Ich thue es, ja, ja!"

„Und Ihr thut gut daran, der Marquis ist nicht allein ein Nichtswürdiger, er ist ein Schurke!"

„Gut, gut, ich will ja gerne zu Allem Ja sagen, mäßigt Euch nur!"

Maria war wahrlich nicht zur Heiterkeit aufgelegt, aber sie lachte laut auf bei dieser Mahnung der Duenna, deren Angst einen ganz andern Grund hatte, als man hatte glauben können.

„Armes Mädchen!" rief jene, „fürchtest Du Dich vor mir?"

„Es ist wirklich so!" entgegnete jene.

Maria lachte abermals.

Aber wenn die Donna auch lachte, ihre natürliche Ausgelassenheit kehrte nicht zurück, und das Lachen selbst war nicht, wie es sonst wohl gewesen.

Es verstummte deshalb sofort wieder und Maria ward nachdenklich.

Sie verließ endlich gar die Cousine, um allein und ungestört zu sein, was jener vielleicht ganz lieb sein mochte, weil sie nicht folgte.

In dem Innern der jungen Marquise aber tobte jetzt eine gewaltige Erregung, eine Leidenschaft, wie sie solche noch nie empfunden.

Es waren aber ebenfalls Haß und Liebe, die mit einander rangen, jedoch war der Gegenstand des Hasses bei ihr nicht zugleich der der Liebe, sondern von diesem verschieden.

Ihr Haß aber sann auf Rache und ihre Liebe auf Befriedigung.

Die Einbildungskraft des Weibes ist stärker wie die des Mannes.

Maria sah mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit nach den letzten Ereignissen durch das Vergrößerungsglas der Leidenschaft.

Besonders aber war es der Moment, in welchem der Marquis die Gewalt des Goubernadors, so zu sagen, an sich riß, und dieser erbleichend und zitternd, wie ein armer Sünder, vor dem Oberrichter stand.

Zu wenig vertraut mit den Verhältnissen am Hofe und in den Kolonien, zu jugendlich unbekümmert bisher, um auf diese Sachen zu achten, konnte sie die Bedeutung jenes Aktes daher nicht begreifen.

Aber sie wußte eben, daß er von Bedeutung war.

Sie hatte sich ihrer Meinung nach an dem Oberrichter zu rächen; sie glaubte jetzt auch ihren Vater rächen zu müssen, den er erniedrigt hatte.

Ihre Gedanken nahmen eine andere Richtung an.

Obwohl nicht Zeugin des Ausgangs der Sitzung des Kriegsgerichts hatte sie genug gesehen, um anzunehmen, daß die Soldaten dem Oberrichter nicht gewillfahrt hatten.

Doch was sollte in Zukunft mit dem jungen Indianer werden?

Maria sah sehr gut ein, daß die Soldaten nicht des Indiers wegen seine Partei nehmen, sondern daß er nur der gleichgültige Gegenstand war, durch den sie sich berechtigt glaubten, den Anmaßungen des Civilbeamten entgegenzutreten.

Dies mußte enden, sobald sich die Parteien einigten.

Daß sie sich aber einigten, stand zu erwarten, weil es in ihrem Interesse lag.

Maria dachte auch an den Prior; aber in welcher Verbindung konnte dieser mit dem Llanero stehen? Maria begriff es nicht.

Sie hatte zwar noch das Versprechen des Padre, dem sie gebeichtet, aber es war eben nur ein Versprechen, und Maria, das leichtfertige Mädchen, hatte bereits selbst zu viel Versprechen gebrochen, um zu erwarten, daß man ihr ein gegebenes Wort halten werde.

Die Richtung ihres Charakters gab hierbei den Ausschlag.

Nur sie konnte sich wirklich ernstlich für den Gefangenen interessiren, nur sie allein hatte eigentliche Ursache, seinen Tod zu verhindern, während er allen Anderen gleichgültig sein mußte, sobald sie mit ihm oder durch ihn ihren Zweck erreicht hatten, und sie fühlte einen außerordentlichen Trieb zu handeln.

Aber wohin sollte sie ihre Thätigkeit richten, was sollte sie unternehmen?

Bei wem konnte sie auf Unterstützung rechnen, wer vermochte ihr zu rathen?

„Der Vater?“ fragte sie, aber eine Gebehrde, welche eben nicht sehr schmeichelhaft für einen Vater war, beantwortete diese Frage.

„Die Mutter?“ setzte Maria dann ihr Selbstgespräch fort; sie dachte nach, verwarf aber auch dieses Mittel, weil die Mutter nie Etwas von ihren Streichen wissen wollte, und sich nie in Angelegenheiten eines Anderen, wie es wenigstens schien, mischte.

„Zu dem Prior?“ sprach die junge Dame weiter, und einen Augenblick hatte sie die Absicht, dies zu thun.

Dann jedoch verwarf sie auch diesen Plan.

„Ha!“ rief sie plötzlich, „ich habe es!“

Die junge Dame ging mit Heftigkeit an den Tisch, und schlug noch heftiger gegen die Glasglocke.

Eine Zofe trat ein.

„Begleite mich!“ befahl die Herrin.

Maria ging und die Dienerin folgte.

Der Muth der jungen Dame hatte sich unterdessen wieder eingestellt, und ihre Kräfte waren zurückgekehrt.

Sie richtete ihren Schritt nach dem Flügel, welchen die Besatzung bewohnte und zu den Zimmern des Commandanten.

Als sie daselbst angelangt war, ließ sie durch die Zofe den Diener desselben rufen.

„Meldet mich Eurem Herrn!“ sagte sie gebieterisch zu diesem, als er eilig herbeikam.

Der Diener hatte kaum die Meldung gemacht, als der Oberstlieutenant, welcher eben über die jüngsten Vorfälle nachdachte, aufsprang, um seinen Besuch zu empfangen.

„Tretet ein, Sennora!“ sagte er unter Verbeugungen.

„Verzeiht, wenn ich störe, Sennor!“ entgegnete Maria.

„Durchaus nicht, ich bitte unterthänigst!“ erwiderte Centifuego, der höflich oder devot, wie jeder ächte Spanier, war.

„Darf ich bitten, Platz zu nehmen!“

Donna Maria setzte sich.

„Was verschafft mir die Ehre?“ hob der Oberstlieutenant von Neuem an, während er stehen blieb.

„Sennor, Ihr habt mich heute vor Eurer Versammlung erscheinen sehen?“

„Ich war so glücklich, ja!“

„Mich führte ein Umstand dorthin, der eben keine besondere Meinung von mir erwecken dürfte!“

Der Soldat verbeugte sich. Maria fuhr fort.

„Ich habe einen muthwilligen Streich verübt, der die traurigsten

Folgen gehabt; doch ich versichere Euch, daß der Ausgang nicht meine Absicht war!"

„Ich habe dies nie geglaubt und würde es nie glauben!"

„Ich danke, aber Ihr begreift, daß nichtsdestoweniger ein Theil der Schuld an diesem Ausgange auf mich zurückfallen muß?"

„Es scheint leider so!"

„Nein, sagt, es ist so; der Marquis ist ein Nichtswürdiger!"

„Ihr habt es gesagt, Sennora!"

„Ihr wißt, was ich von ihm verlangte?"

„Ich hörte es!"

„Ihr wißt auch, was er gethan?"

„Ich weiß es!"

„Nun, er wird auch den noch übrig gebliebenen Indier tödten lassen?"

„Das war seine Absicht, Sennora!"

„Das war seine Absicht, sagt Ihr, ich denke, sie wird es noch sein, um so mehr, da er nun vielleicht ahnt, wie tief er mich dadurch verletzt. Ich habe ihn beleidigt und er wird sich rächen!"

„Das ist möglich; aber wenn es seine Absicht sein sollte, dies durch den Tod des Indiers auszuführen, so wird solches nicht geschehen!"

„Ah, und weshalb nicht?"

„Der Indier wird mit dem Lieutenant Waldos zugleich nach Cumana gesendet werden!"

„Nach Cumana?"

„Wie ich gesagt; oder der Marquis müßte ihn heimlich im Gefängnisse tödten lassen!"

„Wie, im Gefängniß?"

„Ich nehme nur die Möglichkeit an, weil ich solches dem Herrn sehr wohl zutraue; will aber nicht behaupten, daß es geschieht!"

„Und in Cumana?"

„Wird er vor ein anderes Gericht gestellt!"

„Um freigesprochen zu werden?"

Der Offizier zuckte mit den Achseln.

„Möglich, aber auch nicht; der Llanero hat sich wirklich eines Vergehens schuldig gemacht!"

„Eines todeswürdigen Vergehens?"

„Wenigstens eines schweren!"

„Aber er ist gereizt?"

„Das weiß ich nicht!"

„Er ist schwer gereizt, sage ich Euch!"

„Ich will es glauben, aber es kann ihm nichts nutzen, daß ich davon überzeugt bin: ich gehöre nicht zu seinen künftigen Richtern!"

„Wenn der Marquis ihn aber bereits hier verurtheilen lassen wollte?"

„Das würde ich nicht dulden!"

Donna Maria erhob sich.

„Ich danke Euch, Sennor!" sagte sie.

„Ich bitte unterthänigst und bedaure nur, nicht weiter dienen zu können!"

Die junge Dame entfernte sich wieder.

Was sie gehört, war Etwas, aber wenig mehr denn nichts; es war von keiner Bedeutung.

„Barcelona oder Cumana!" murmelte sie im Fortgehen, „das ist gleich!"

Sie war in dieser Hinsicht derselben Meinung wie Don Marino.

Als sie ihr Zimmer wieder erreicht hatte, durchkreuzten tausend Pläne ihren Kopf, aber jeder tauchte nur auf, um wieder verworfen zu werden.

Maria sah plötzlich, daß sie, die Tochter des bedeutendsten Mannes der Provinz, eine ganz armselige Creatur sei, wo es galt, etwas Bedeutendes auszuführen.

Denn als sie endlich damit auf's Reine gekommen war, daß die sofortige Befreiung des Indiers aus dem Gefängnisse das einzige Mittel sei, wodurch derselbe zu retten, sah sie ein, daß sie dabei auf Niemandes Unterstützung rechnen könne.

Maria blieb einen Augenblick ärgerlich bei diesem Gedanken stehen; dann überlegte sie weiter.

Geld ist sonst ein Schlüssel, der zehnfach verschlossene und verriegelte Thüren öffnet.

Aber hier war es unwirksam; denn der Kerkermeister war unbestechlich.

Gewalt konnte sie nicht anwenden, weil sie eben allein war.

List! — aber wen sollte sie überlisten?

Die junge Dame schritt in der heftigsten Aufregung umher.

Doch so sehr sie auch ihren Kopf zermarterte, es fand sich kein Rettungsmittel.

Die Donna warf sich unmuthig auf einen Stuhl.

Die fieberhafte Aufregung, in welcher sich die junge Dame befand, blieb während des ganzen Nachmittags dieselbe.

Endlich gegen Abend gebot sie das Pferd des Llanero zu satteln, und während der ganzen Nacht bereit zu halten.

Die Stallleute des Gouverneurs hielten dies zwar für eine Caprice, indessen thaten sie, wie ihnen geheißen.

Maria selbst kleidete sich drei Mal anders; sie legte zuletzt eine Art Reise-Habit an.

Es giebt Etwas im Menschen, was man das Ahnungsvermögen nennt, und dies schien von nun ab ihr Vornehmen zu bestimmen.

Maria hatte wirklich eine Art Ahnung.

Es schien ihr immer, als müsse sie noch in dieser Nacht den Indier aus seinem Kerker entführen, und wenn dies auch vielleicht mehr in ihrer lebhaften Phantasie ihren Grund hatte, so wirkte es doch in sofern günstig auf sie, daß sie entschlossener wurde.

Dies hinderte indessen nicht, daß ihre Unruhe mit dem Fortschreiten des Abends wuchs, und endlich, nachdem sie lange stürmisch in ihrem Zimmer umhergewandelt, als alles stille ward in den düstern Räumen des Forts, die nur schwach durch einige Glasglocken erleuchtet wurden, trat sie auf den Corridor hinaus.

Ihr Herz pochte, und sie ging erst zögernd vorwärts.

Doch bald legte sich dieser Anflug von Bangigkeit und sie schritt die Stiegen hinab zu dem untern Flure.

In der Halle, von welcher mehrere Gänge ausliefen, unter andern auch jener, der zu den Gefängnißzellen führte, stand eine Schildwache.

Der Soldat blickte erstaunt auf die Nachtwandlerin, aber er erkannte die Tochter des Goubernadors und trat ehrerbietig zurück.

Maria's Herz pochte fast hörbar.

Sie zauderte und zwar um so viel mehr, als sie nicht wußte, was sie eigentlich wollte.

Da öffnete sich leise die Thür zu der Wohnung des Kerkermeisters, und dessen Tochter, die der Marquise sehr wohl bekannt war, trat heraus.

Maria bog sich schnell zurück; der Soldat trat einen Schritt vor.

Als er aber das Mädchen erkannte, äußerte er nichts und ging wieder zurück.

Die trübe Leuchte jenes Mädchens aber verlor sich in dem dunkeln Gange, und schimmerte aus dem Hintergrunde wie ein beweglicher Stern zurück, bis er um eine Ecke bog.

Maria eilte nach.

Was sie wollte, wußte sie auch jetzt noch nicht; aber sie hatte das Schlüsselbund in der Hand des Mädchens bemerkt, und den schnellen Entschluß gefaßt, ihr dasselbe zu entreißen.

Denn Maria schloß sehr richtig, daß sich in diesem Bunde auch die Schlüssel zu dem Kerker des Indianers befinden müßten.

„Aber seinen Kerker finden?" dachte sie während des Ganges.

„Oh, ich werde das Mädchen auch zwingen, mir ihn zu bezeichnen!"

Alle Pulse der Donna pochten jetzt ungestüm, ihr den ganzen Tag zurückgedrängter Trieb zum Handeln erwachte von Neuem mit verdoppelter Stärke und sie eilte schneller.

Maria ward Zeugin dessen, was geschah, und hörte die Worte des Mädchens.

Wenige Schritte von demselben wartete sie mit einer Geduld, die kaum begreiflich ist, das Ende jenes Vorganges ab.

„Halt!" rief sie dann aber, als das Mädchen zurückkehren wollte.

„Jesus Maria!" schrie jenes auf, als es diejenige erkannte, welche es belauscht hatte.

„Schweig!" herrschte die Donna, „und komm zurück!"

Das Mädchen weigerte sich.

Endlich aber gab es den Drohungen der Marquise nach, und es folgte nun der bereits im vorigen Abschnitte erzählte Akt.

Die Tritte, welche José und Donna Maria vernahmen, waren die des Kerkermeisters, der auf seine Tochter, die ihn begleitete, schimpfend näher kam.

Wenig Sekunden hatten hingereicht, ihn hierher zu führen, noch weniger waren hinreichend, ihn in den Kerker erscheinen zu lassen.

„Was geht hier vor?“ rief der alte Spanier, „was habt Ihr hier zu suchen, Donna?“

Aber er ließ es nicht bei diesen Worten allein, sondern eilte auf Paez zu, ihn zu ergreifen.

Es mag dahin gestellt bleiben, auf wessen Geheiß oder durch wessen Schuld José Paez ohne Nahrung geblieben war; er jedoch schrieb sie diesem Manne zu.

Er erinnerte sich ferner des grausamen Spottes, welchen derselbe mit ihm getrieben hatte.

Er besann sich darauf, was derselbe erst mit ihm vorgenommen, und durch den Gedanken an Rache, welcher einen Moment sein Gehirn durchkreuzte, bereits aufgeregt, versetzten ihn jene Erinnerungen in Wuth.

Ueberdem war seine gegenwärtige Lage eher geeignet, ihn aus dem merkwürdigen, aber natürlichen Taumel zu reißen, in dem er befangen.

Mit einem schnellen Rucke befreiete er sich von der Donna, und ergriff die am Boden liegenden Ketten.

„Hund von einem Indianer!“ rief der Spanier „ich stoße Dich nieder!“

Wahrscheinlich wäre dies keine leere Drohung geblieben, wenn der Mann Zeit gehabt hätte, den Degen zu ziehen, welchen er an seiner Seite trug.

Doch Paez kam ihm zuvor.

Der Beschimpfung des Spaniers antwortete ein Ausruf, ähnlich einem Schimpfworte; aber der Laut blieb unartikulirt.

Dann schwang er die Schellen in der Luft, und in der nächsten Sekunde fielen dieselben klirrend auf den Kopf des Spaniers.

Mit einem dumpfen Schrei stürzte dieser zu Boden.

„Heide, was hast Du gethan?“ rief dessen Tochter.

„Vorwärts!“ rief jetzt Paez, indem er seinem erschlagenen Feinde den Degen entreißen wollte.

Aber so groß die Aufregung des jungen Indiers auch war, ein anderes Gefühl machte sich bei ihm geltend.

Bis jetzt hatte er noch kein Blut vergossen, keinen Menschen getödtet.

Als er sich niederbückte, machte der mit dem Tode ringende Kerkermeister eine letzte krampfhafte Anstrengung und die glasigen Augen stierten den Mörder an.

José fuhr entsetzt zurück und ließ ab von seinem Beginnen.

„Vorwärts!“ wiederholte er mit zitternder Stimme und ergriff den Arm seiner Befreierin.

Maria bebte wie ein Espenlaub.

„Hund, von einem Indianer!“ rief die Tochter des Kerkermeisters, „Fluch Dir, und Fluch Euch, die Ihr diesem Hunde beistandet!“

José, so wie Maria zuckten zusammen.

Aber es war keine Zeit zu verlieren.

Die junge Dame hatte die Hand des jungen Indianers ergriffen und zog ihn mit sich fort.

Sie eilten den Korridor entlang und eine gellende Stimme begleitete sie auf diesem Wege.

Am Ende desselben stand die Wache.

„Donna —“ rief der Soldat, indem er seine Waffe halb senkte.

„Zurück, ich befehle es!“ entgegnete die Marquise.

„Zurück, rief Paez, oder —“

In seiner Hand befanden sich noch die Ketten.

War es nun diese Drohung, oder das Gebot der jungen Dame; der Soldat trat wirklich zurück.

„Haltet sie auf, haltet sie auf!“ rief die Stimme der Tochter des ohnmächtigen Kerkermeisters hinter ihnen her.

Aber Maria zog José mit sich fort in den Hof.

Wie bereits erwähnt, stand hier der Wildfang des Indiers zum Besteigen bereit.

Von da ab, wo José bei dem ungewissen Lichte einer Stallleuchte sein Pferd erblickte, bedurfte es keiner Aufmunterung und keiner Leitung mehr.

Er zerrte das schnaubende Pferd aus dem Stalle und schwang sich in den Sattel, das Pferd bäumte.

Paez riß es mit seiner herkulischen Kraft auf die Hanken.

„Wo seid Ihr, Donna?“ rief er.

„Hier!“ antwortete das Mädchen, welches einen Augenblick vor den Sprüngen des wilden Rosses zurückgewichen war.

Paez streckte seine beiden Arme aus und ergriff die junge Dame.

„Ich will gehen!“ rief er, „aber nicht ohne Euch!“

„So habe ich es erwartet!“ antwortete Maria.

Sie war bereits oben, und umschlang mit ihren Armen den Indianer.

Dieser gab der wilden Mähre ein Paar Stöße in die Weichen und hin ging es.

Da tiefer Friede herrschte, so war das Thor nicht geschlossen und ohne Aufenthalt ging es hindurch, während die Corridors des Schlosses von einem fürchterlichen Lärm wiederhallten.

Trotz der doppelten Last, die es zu tragen hatte, begann das unbändige Thier wiederum sich gegen seinen Reiter zu sträuben, aber trotz der Schwäche und der doppelten Anstrengung, die nöthig waren, sich und seine Begleiterin bei den Sprüngen des Rosses oben zu erhalten, beherrschte Paez dasselbe.

Jedoch ging eine edle Zeit verloren, und als der Indier endlich das Pferd über die Plaza getrieben, sprengten auch bereits die spanischen Lanziers aus dem Thore des Forts.

Das Geschrei der Tochter des Gefangenwärters hatte Allarm gemacht, und eine wilde Jagd begann.

Doch Paez erreichte das Ende der Stadt vor den Reitern und flog nunmehr über die Steppe dahin.

Der Gallopp und das Geschrei der Soldaten folgte ihm.

Einige Minuten dauerte dies an; dann ertönte plötzlich in einem weiten Halbkreise vor ihm Rossegewieher, von vielen Pferden zugleich.

„Was ist das?“ rief Paez.

Maria klammerte sich fester an ihn; sie wußte es ebenfalls nicht.

José wendete sein Pferd links und trieb es immer stärker an.

Das geängstigte Thier hätte dessen nicht bedurft, es schien es zu wissen, daß es jetzt seine Pflicht sei einzuholen, was durch seine Ungezogenheit versäumt worden.

Aber links und rechts zeigten sich dunkle Massen, welche mit Blitzesschnelle näher kamen, und das Schnauben, welches aus denselben hervorging, verrieth, daß es Reiterhaufen waren.

José biß die Zähne zusammen, daß sie knirrschten.

Als sich die Trupps näherten, wendete er sich rechts.

Noch war eine Möglichkeit der Rettung vorhanden, wenn er jenen Trupp von vorne durchbrechen konnte.

Er wollte es versuchen.

Da jener von dort kam, und er ihm entgegen ritt, so befand er sich bald mitten in demselben.

„Ha, die Llaneros!“ rief er plötzlich.

„Es ist Paez!“

„Es ist José Paez!“ schrieen jene, und dieser Ruf erstreckte sich über die ganze Ebene.

Die Llaneros parirten plötzlich ihre Pferde und wendeten, um mit dem den sie retten wollten, der sich aber ohne ihre Mitwirkung gerettet hatte, das Weite zu suchen.

Ihr Jubel wiederholte sich, als sie den Mann, um den sie eine Stadt erobern wollten, in ihrer Mitte wußten.

„Wir sind gerettet!“ flüsterte Maria.

Doch José antwortete nicht.

Die Aufregung, der plötzliche Wechsel in seiner Gemüthsstimmung von Furcht zur Freude, die Schwäche, welche sein achtundvierzigstündiges Fasten bedingte, die damit verbundene Gemüthsbewegungen forderten gebieterisch ihr Recht.

José wankte im Sattel.

Niemand bemerkte dies, aber Maria fühlte es.

„Mein Gott, rief sie, was ist Euch!“

José antwortete wieder nicht.

Plötzlich aber fiel er zur Seite und stürzte mit dem ihn umklammernden Mädchen zu Boden.

Sein Roß rannte mit dem Trupp weiter.

Erst zu spät bemerkten die Llaneros was geschehen, und ein fürchterliches Wuthgeschrei verkündete es.

Aber schon war ein Theil der spanischen Lanciers zwischen ihnen und den Gefangenen, um sie weiter zu jagen.

Ein anderer Theil derselben hatte bemerkt was vorgegangen, hatte die Pferde parirt und umringte jene.

Paez ward von heftigen Krämpfen geschüttelt, und schlug am Boden liegend und zähneknirschend um sich herum.

Maria knieete neben ihm.

Druck von R. Genſch in Berlin.